

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339821](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339821)

## Am Morgen des neuen Jahres.

In's Meer der Zeiten ist das Jahr geschwunden,  
Kein Sterblicher konnt' hemmen seinen Lauf;  
Dem Greise gleich, ging's hin zum ew'gen Frieden  
Und die Vergangenheit nahm's liebend in sich auf.

Der Wanderer aber stehet sinnend stille  
Und sendet nach ihm einen ernsten Blick:  
Ach, waren's auch getäuschter Wünsche viele,  
So bracht' es doch auch manches stille Glück.

Es geht ja auf und ab in diesem Leben,  
Nicht jeder Wunsch des Herzens wird erfüllt;

Drum will den Sorgen ich nicht Nahrung geben,  
Die Zukunft ist dem Sterblichen verhöllt.

Willkommen, junges Jahr! — Ich will nicht zagen,  
Vertrauensvoll zum Meister schau' ich auf;  
Der mit allmächt'ger Hand die Welten weiß zu tragen,  
Wird segnend leiten meinen Pilgerlauf.

Wie auch im Leben Alles wechselnd kreiset,  
Den Ew'gen trifft kein Wechsel dieser Zeit;  
Er ist's, der Sonnen ihre Bahnen weiset,  
Der unser Schicksal lenkt voll Gütigkeit.

## Belehrende und unterhaltende Geschichten.

### Wanderungen am Bodensee.

Vor bald vierzig Jahren, unternahm ein mir wohl bekannter Mann eine kleine Reise um die damals noch wenig gekannten Ufer des Bodensee's, und veröffentlichte die Ergebnisse derselben in dem eigens hiezu unter dem Titel: „Wanderer am Bodensee“ errichteten Kalender. Der Verleger sammelte später diese Reisebilder in einem eigenen Schriftchen, das im J. 1822 als „Wanderungen am Bodensee“ erschien, aber jetzt selten mehr zu finden ist.

Längst schon ruhen Drucker und Verfasser von des Lebens Mühen und Sorgen unter dem grünen Rasen des Kirchhofes, aber ihr Werk lebt noch fort, denn die alten Kunden sind ihm bisher treu geblieben, und vermehren sich durch neue von Jahr zu Jahr. Versuchen wir daher abermals eine kleine Reise um den Bodensee herum zu machen, da sich die verschiedenartigsten Verhältnisse nach so vielen Jahren wesentlich verändert haben, und der Leser durch manches Neue angenehm überrascht werden wird.

Also frisch an's Werk!

Mit leichtem Ränzchen und schwerem Herzen, steige ich vom Dorfe Wäldi die Straße durch den Wald gegen den Bodensee herab. Seit mehr als dreißig Jahren ferne von der Heimath, erfüllt jetzt stille Wehmuth mein ganzes Gemüth. Wie soll ich sie wieder finden, die ich im rüstigen Mannesalter verlassen, und jetzt als Greis mit grauen Haaren zu betreten im Begriffe stehe? Wen werde ich von allen denen, die einst meinem Herzen nahe waren, noch unter den Lebenden

finden, und welche Seele wird sich um des alten Mannes Freuden und Leiden kümmern? Unter solchen Gedanken wanderte ich, unempänglich für Alles was mich umgab, durch die Waldesstille fort.

Der Tod einer lieben Frau und theurer Kinder, nebst andern bittern Erfahrungen, die ich machen mußte, hatten mich in die Welt hinausgetrieben. Unstät durchzog ich sie, verweilte selten lange an einem und demselben Orte, und hoffte immer wieder, trotz der vielfachsten Täuschungen, an einem andern die verlorene Ruhe zu gewinnen. Thörichtes Beginnen! Es half nichts, wenn ich mir auch tausendmal die Strophe aus dem schönen Liede von L'appée, „So oder So,“ in's Gedächtniß zurückrief:

„Stadt oder Land! nur nicht zu eng die Räume,  
Ein wenig Himmel, etwas grün die Bäume,  
Zum Schatten für der Sonne Brand!  
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,  
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?  
Stadt oder Land! Die Außenwelt ist Land.“

Eine unsichtbare Macht schien mich immer wieder ferner zu treiben; die Vorstellung, daß meine Schmerzen mit der Meilenzahl der Entfernung vom Orte meines Leidens abnehmen müßten, jagte mich weiter und weiter in die Welt hinaus, und ließ mich an keinem Orte ruhen noch rasten.

Wie oft dächte es mir, der Held des gemüthlichen Streckfuß'schen Gedichtes: „Die fernen Berge“ zu sein:

„Dort, wo des Himmelsblau auf Bergen ruht,  
Dort ist es schön, dort möcht' ich gern verweilen,  
Dort flöße leichter, fröhlicher mein Blut,  
Dort würden meiner Sehnsucht Wunden heilen.

Dort, ahnd' ich, müssen schön're Blumen blüh'n,  
Mus' süß'rer Saft die gold'nen Früchte schwellen,  
Und frischer ist des dunklern Haines Grün,  
Dort plätschern leiser, lieblicher die Quellen.

Dort sind die Herzen sanft und hold und treu,  
Dort muß der Geist der Lieb' und Güte walten,  
Dort zeigt sich jede schöne Regung frei,  
Dort wandeln freundlich schönere Gestalten.

So weht mich denn, ihr Frühlingslüfte fort,  
Ihre Stürme, nehmt mich auf mit starken Schwingen,  
Dort muß ich hin, mein Vaterland ist dort,  
Dort werd' ich meiner Lieb' ein Ziel erringen.

So zog ich hoffend hin zum fernem Land,  
Erreichte bald die heißersehnten Hügel,  
Doch naht' ich kaum, und ach! der Himmel schwand,  
Und weiter trug mich meiner Sehnsucht Flügel.

Noch treibt's mich fort — doch sank mein kühner Muth,  
Die bunten, schönen Hoffnungen erbleichen —  
Die fernern Berge, wo der Himmel ruht,  
Ich werde nimmer, nimmer sie erreichen.“

So in wehmüthige Gedanken versunken, trat ich aus des Waldes Kühle heraus, und vor mir lag plötzlich im hellsten Sonnenscheine die Heimath, mit ihren Bergen, Hügeln, Thälern, Schluchten, Städten, Schlössern und Dörfern, und die spiegelglatte Fläche des Rheines und Bodensees glänzte mir freundlich entgegen. Mit Blitzeschnelle flog mein Blick über die herrliche Gegend hin, welche vor ungezählten Jahren nur eine einzige große Wassermasse bildete, aus der durch unterirdisches Feuer aus der Erdrinde hervorgehobene Bergrücken und Bergkegel ragten, die einzigen Stätten, auf denen Pflanzen und Landthiere der damaligen Schöpfung gedeihen konnten.

Dieser einzige Blick hatte jedoch hingereicht, mir zu zeigen, daß im Ganzen der Charakter der Gegend sich gleich geblieben sei. Noch stehen die Basalt- und Klingsteinkegel des Hegaus mit ihren zertrümmerten Burgruinen, und kein neuer vulkanischer Ausbruch hat ihre Gestalt verändert. Noch liegt ruhig und still die Insel unter mir im Untersee, aus welcher der heil. Birminas im 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, das giftige Gewürme durch seinen Segen vertrieb. Der Reichthum des einst berühmten Klosters aber, das

von ihm den Namen „Reichenau“ erhielt, ist schon längst vergangen, und von all den frühern Schätzen, welche das Kloster barg, sind nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden.

Ich warf mich auf den dustenden Rasen, und sog begierig wie ein Dürstender, alle Schönheiten des Panoramia's in mich ein. Der Himmel lachte über mir in der vollsten Klarheit eines Maltages, und die Gegend schien sich in ihr schönstes Gewand gekleidet zu haben, um ihren alten Verehrer auf das Festlichste zu empfangen. Es ist der Tag des Herrn, und die Geschäfte des Werktagslebens ruhen. Kein Laut schwingt sich zu mir auf diese Bergeshöhe herauf, und ich vernehme nichts, als das schmetternde und jubelnde Lied der Lerche über mir, und das Summen geschäftiger Biennen, die um mich herum Honig aus den Blumen sammeln, und mit gefüllten Höschchen zum Stocke zurückfliegen. Aber horch! Da bringen bekannte Klänge zu meinem Ohre, und mein Auge füllt sich unwillkürlich mit Thränen. Es ist die große Glocke im Münster in Konstanz, deren Tönen ich oft in meiner Jugend mit heiliger Ehrfurcht gelauscht. Will auch sie den armen verlassenen Fremdling willkommen heißen? Jetzt erst begreife ich die Stimmung, in welche Götze Faust beim Läuten der Glocken am Oftertage gerathen läßt:

„Was sucht ihr mächtig und gelud,  
Ihr Himmelstöne mich am Staube?  
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind,  
Die Bottschaft her' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.  
..... O! klinget fort, ihr süßen Himmelstleder,  
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Die Töne waren verflungen, und zitterten nur noch in meinem geistigen Ohre nach. Der Gruß aus meiner Vaterstadt hatte all mein Sehnen, sie wieder zu schauen, mächtig angeregt, und ich schritt deshalb in weicher Stimmung den Berg herab, dem Dorfe Tägerweilen zu. Dieses soll nach dem alten Konstanzer Chronisten, Christoph Schultzeiß, im 6. Jahrhunderte die Mutterkirche von St. Paul in Konstanz gewesen sein. Jedenfalls ist das Dorf sehr alt, und im Manche den Ueberrest eines römischen Befestigungswerkes sehen. Diese Meinung gewinnt einige Wahrscheinlichkeit, wenn wir erwägen, daß durch das Dorf die jetzt noch sogenannte „Hochstrasse“ geht, unstreitig ein Werk der Römer, welches das Castrum Arbon mit dem heutigen Dorfe Pfyln an der Thur, einem andern helvetischen Gränzstättchen, verband. Der Hügel,

auf dem die jetzige Kirche steht, konnte deshalb sehr leicht zur Vertheidigung dieser wichtigen Straße verwendet werden.

Das hübsche Schloßchen mit schönen und weitläufigen neuen Oekonomiegebäuden, links an der Straße ist der Hertler. Es gehörte einst dem Konstanzer Patriziergeschlechte der Herter oder Herterich von Hertler, die mehrfältig im 17. Jahrhunderte als Oberbaumeister dieser Stadt erscheinen. Als im J. 1682 Junker Hans Kaspar Herterich von Hertler, gewesener Oberrichter der Stadt Konstanz, mit Hinterlassung von 5 Söhnen und 3 Töchtern aus zwei Ehen starb, wurde dieses Gut in öffentlicher Steigerung von dessen Schwiegersohn, Junker Franz Joachim von Eichenlaub um 8000 fl. sammt dem Hause zum Leithund in Konstanz erworben. Ein Sohn aus erster Ehe wollte das Gut im Jahre 1701 wieder an sich ziehen, was zu einem Prozesse Anlaß gab, dessen Akten im Konstanzer Archive liegen. Später gerieth es in andere Hände, und besand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts im Besitze des Herrn Kreisraths von Chrismar in Konstanz, von welchem es kaufweise auf den Banquier Hippenmayer in Wien, und später auf dessen Nessen, den am 21. März 1854 verstorbenen thurgauischen Obristleutnant, Johann Hippenmayer, überging. Dieser ließ die Oekonomiegebäude schön und zweckmäßig aufführen, und verwendete überhaupt viel Geld zur Verschönerung dieses angenehmen Landstücs. Gegenwärtig gehört es einem Herrn Zollinger aus Zürich.

Unfern der Kirche steht der alte Freist. Pflanzberg, von dessen Aussicht der alte Käst schon 1766 sagt, daß sie eine der allerfreudigsten sei, die man nur immer finden könne. Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts gehörte dieser schloßähnliche Landstüc dem verstorbenen Chorherren Rüpplin von Kessikon in Konstanz, kam darauf in Besiz der Familie Steiner aus Winterthur, und nach deren Aussterben in den eines Herrn Wisler in Zürich.

Rechts oder südlich von Lagerweilen, schaut noch immer ernst und traurig die Ruine des bischöflichen Schlosses Ober-Kastell, in das Thal herab. Einst der Siz der mächtigen Bischöfe von Konstanz, und Zeuge mancher edlern und schlechtern Thaten derselben, dient es jetzt nur noch Dohlen, Käuzchen, und dem nächlich schleichenden und würgenden Iltis und Marder zum Aufenthalte. Verwundert steht es sich in seiner ganz fremden Umgebung umher, und kann den Wechsel der Dinge nicht begreifen, ein Todter unter den Lebenden. Des Schicksals Tücke hat aber auch ihm übel mitgespielt. Wie unbestimmte Nachrichten

sagen, soll es um das Jahr 1112 von Bischof Ulrich I., einem Grafen von Dillingen, erbaut worden sein. Eigene Edle, die Schenken von Kastell, erhielten von diesem Schlosse ihren Namen, und mehrere begleiteten höhere geistliche Würden. Ein Freiherr Ulrich von Kastell, bestieg als Ulrich II. den bischöflichen Stuhl in Konstanz, und ließ 1128 besagtes Schloß zerstören, damit es nicht seinen Feinden, den Grafen von Werdenberg zu Heiligenberg, in die Hände falle. Abermals entstand es aus seinem Schutte, um wenige Jahre nachher, im Jahr 1142, wiederum durch Herzog Konrad von Zähringen, Landgrafen im Thurgau, zertrümmert zu werden. Die zähen Bischöfe ließen es nun zum drittenmale als Phönix aus der Asche erstehen, um ihm auch zum drittenmale das nämliche Schicksal zu bereiten. Als nämlich im Schweizerkriege 1499, Bischof Hugo von Hohenlandenberg dem Begehren der Züricher, deren Bürger er war, ihnen das Schloß Gontlieben zu übergeben, nicht entsprach, sondern neutral bleiben wollte, zerstörten die Eidgenossen aus Rache sein Schloß Kastell am 11. März 1499. Seit dieser Zeit krönt es als Ruine den Hügel, auf dem es steht. Der Haupttheil derselben ist ein hoher vierediger Thurm, aus Findlingen erbaut, mehrere Stöcke hoch. Er hatte früher keinen Eingang zu ebener Erde, was für sein hohes Alter zeugt. Derselbe befand sich in einer gewissen Höhe, und man konnte in den Thurm nur mittelst einer Stiege oder Leiter gelangen, welche man von oben herabließ.

Westlich von diesen Trümmern liegt, nur durch eine kleine Kluft getrennt, das neue Schloß Kastell. Als die Freiherrn von Kastell ausgestorben waren, kam ihre Besitzung in mehrere Hände. Im Jahr 1661 erworben sie Daniel und Hermann Zollkofer von St. Gallen, Gebrüder. Ein Daniel Hermann Zollkofer, ließ das Schloß 1741 vom Grund aus neu aufbauen, wie es jetzt noch steht. Gegenwärtig ist es im Besitze der Familie von Scherer von St. Gallen. Junker von Scherer, der 1848 in Rom starb, verwendete viel Geld auf die Verschönerung dieses Gutes, ließ die frühere Einfahrt ins Schloß abreißen, dieses selbst verschönern, ein Observatorium (Sternwarte) mit astronomischen Instrumenten darauf errichten, den Garten hübsch und zierlich anlegen, und schöne Oekonomiegebäude nebst einem großen Hühnerhofe herstellen. Als verständigiger Freund und Liebhaber der Landwirtschaft, suchte er solche auf rationellem Wege zu betreiben, und durch Einführung neuer und zweckmäßiger Geräthschaften, sowie ber-

artige Kulturmethoden, den alten Schlenbrian in der Bodenbearbeitung zu verdrängen. Sein frühzeitiger Tod im kräftigsten Mannesalter, war für die ganze Umgegend ein Verlust. Er hinterließ eine Wittwe und einen Sohn, welche das Gut bewohnten, das seiner schönen Aussicht und Gartens wegen, dessen Besuch gastlich gestattet ist, von der Umgebung vielfach besucht wird.

Nordöstlich von der Burgruine Kastell, steht das f. g. Pfaffenschloßchen, von ersterer durch ein Fobel getrennt, an welchem das vordere Thurgau sehr reich ist. Das jetzige Gebäude, über dessen Geschichte mir nichts bekannt ist, stammt aus dem 17. Jahrhundert. Ihm westlich gegenüber, am Wege nach Oberkastell, liegt Unterkastell, ein einfaches Landhaus.

Links von der Straße von Lagerweilen nach Konstanz, hart am Rheine, in dessen kreisenden Wellen sie sich selbstgefällig beschauen, stehen die zwei Thürme des alterthümlichen Schlosses Gottlieben. Finster und trozig, wie das fehdelustige Mittelalter, sehen sie herausfordernd in die zahmere Gegenwart herein, welche die Welt mehr mit dem friedlichen Pfluge und den Erzeugnissen einer riesig voranschreitenden Industrie, als mit dem scharfen Schwerte, mit Morgensternen, Hellebarden, Büchsen, Feuer und Brand zu erobern strebt. Dem unheimlichen Aussehen des Schlosses ganz entsprechend ist aber auch seine Geschichte. Sie erzählt uns keine That, an welcher der Menschenfreund sich erlaben, und die ihn einigermaßen mit manchem Schlimmen, das in seinen Mauern vorgegangen, ausöhnen könnte. Außer den Bischöfen von Konstanz, zu deren jeweiliger Aufenthalte es diente, waren seine berühmten Gäste fast lauter unfreiwillige. Noch hören wir mit dem geistigen Ohre schwere Ketten am Fuße Gefangener klirren, und Seufzer durch die dicken feuchten Mauern dringen, große Schlüssel rasseln und eisenbeschlagene Thüren knarrend sich auf ihren Angeln drehen, die in dunkle Kerker der Freunde des Lichtes führen. Viel des Schauerlichen mag uns die Geschichte verschweigen; aber wir haben schon an dem, was sich das Volk geheimnißvoll und scheu in die Ohren raunt, übergenug, um nicht nach weitem Mysterien zu forschen, welche uns die Menschheit von ihrer schlechtesten Seite zeigen, und uns den Glauben an sie rauben könnten.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses Gottlieben fällt, nach Schultze, in das Jahr 1251, und sein Gründer war der Konstanzener Bischof Eberhart II., ein Truchseß von Waldburg, welcher Gottlieben um

7236 Mark Silber eigenen Gutes kaufte. Schon die erste Entstehung entsprang mehr dem Haße als der Liebe. Eberhart hatte sich in mannigfache Unannehmlichkeiten mit der Stadt Konstanz verwickelt, welche ihn veranlaßten, sein neues Schloß viel zu bewohnen. Um seiner Feindin noch mehr zu schaden, ließ er eine Brücke über den Rhein schlagen, in der Hoffnung, den Zug der Waaren von Konstanz ab über Gottlieben zu leiten. Der Erfolg entsprach aber seinen Erwartungen nicht, und das ganze verfehlte Unternehmen mußte des geringen Brückenzolles wegen bald wieder aufgegeben werden.

Später ward das feste Schloß im J. 1355 vom Ritter Konrad von Homburg vergeblich belagert, das wehrlosere Dorf hingegen eingenommen und verbrannt. Die Veranlassung hiezu gab Kaiser Karl IV., weil er nach dem Aussterben der Marschalle von Markdorf, das heimgefallene Reichslehen, nebst dem Münzrechte und dem Zoll, dem Bischof Johannes IV. von Konstanz, einem Sohne Hartmann's von Windegg, übergeben hatte, obgleich die Verwandten der Marschalle von der Spindelsteite, und unter diesen vorzüglich Konrad, dagegen auf's Eifrigste sich setzten. Noch nicht zufrieden mit dieser Rache, überfiel Letzterer, unterstützt von mehreren Bundesgenossen, den Bischof am 12. Februar 1356 in der bischöflichen Pfalz beim Münster, und ermordete ihn beim Nachtessen, ohne für diese blutige That entsprechend gestraft zu werden.

Als eine besondere Fügung des Schicksals ist es anzusehen, daß im Jahre 1415 einige Tage lang ein Schlachtopfer kirchlicher Unbuddsamkeit, und dessen größter Feind, nahe bei einander in den nämlichen Mauern zu weilen gezwungen waren. Nach der Flucht Papst's Johannes XXIII. aus Konstanz, übergaben nämlich Husens Wärter am 24. März 1415, am Palmsonntage, die Schlüssel seines Gefängnisses dem Könige, und verließen, vom Papste dazu aufgefordert, die Stadt. Die daselbst anwesenden Böhmen hofften nun, daß Sigmund den ihm übergebenen Gefangenen freilasse; allein in Folge einer mit den Vätern des Konzils gehaltenen Berathung, übergab ihn der König in die Gewalt des Bischofs Otto von Konstanz, der ihn am 25. März, Nachts auf einem Schiffe mit fast 170 Bewaffneten in sein festes Schloß Gottlieben abführen ließ.

Hier wurde er in eines der beiden Blockhäuser gelegt, die sich zu oberst in demselben noch heute befinden, an den Füßen in Fesseln geschlagen, bei Nacht selbst mit den Händen an die Wand angeketet, und

von aller persönlichen Verbindung mit den Freunden gänzlich abgeschlossen. Von hier aus schrieb er an seine Freunde und Glaubensgenossen in Böhmen, und erklärte ihnen seine beste Absicht, auf dem einmal betretenen Wege, welchen er für den rechten halte, stehen zu bleiben, und selbst das Leben an seine bessere Ueberzeugung zu wenden.

In den letzten Tagen seiner Gefangenschaft in diesem Thurme, am 3. Juni 1415, kam sein Verfolger ebenfalls als Gefangener in seine Nähe. Es war dies Papst Johannes XXIII., früher Balthasar Cossa. Seine Flucht aus Konstanz hatte nicht vermocht, ihn aus dem Bereiche des deutschen Kaisers Sigismund zu bringen, und sein Gönner, der Herzog Friedrich von Oesterreich, wurde durch die Gewalt der Umstände gezwungen, ihn dem Konzile zurückzuführen. Er ward deshalb von Freiburg im Breisgau nach Radolpshzell und am besagten Tage nach Göttingen verbracht, nachdem er am 31. Mai die Gerechtigkeit seines Absetzungsurtheils anerkannt hatte. In welchen Räumen des Schlosses er verweilte, ist nicht bekannt.

Die Vergeltung hatte den heimtückischen Papst erreicht. Am 5. Juni 1415 öffneten sich die Pforten der Burg, um ihre berühmten Gefangenen und deren bewaffnete Wächter herauszulassen. Beide sollten jedoch nur ihre Kerker verlassen haben, um in andere zu wandern. Der abgesetzte Papst, dem Churfürsten von der Pfalz zu festem Gewahrjam übergeben, kam in ein Gefängniß zu Mannheim, und wurde erst nach einem Fluchtversuche in das feste Schloß zu Heidelberg gebracht, streng bewacht, aber milde behandelt. Mit einer großen Geldsumme erkaufte er sich seine Freiheit vom Pfalzgrafen, und reiste nach Italien, wo er sich dem Papste Martin V. in Florenz zu Füßen warf, und ihn als das einzige rechtmäßige Kirchenhaupt begrüßte. Letzterer stellte ihn allen andern Kardinälen voran; allein dies genügte dem herrschsüchtigen Manne nicht, und er starb bald, wie wir jetzt zu sagen pflegen, am gebrochenen Herzen.

Nicht so glücklich erging es dem Magister Johannes Hub. Nach einer halbstündigen Wanderung sah er wieder am alten Orte im Thurme bei den Wurfsteinen. Von hier aus trat er am Morgen des 6. Augustes 1415 den schweren Gang zu seiner Verurtheilung in den Dom, und von da zum Holzstoße auf dem kleinen Brühl an. Welcher Stoß zu Vergleichen zwischen dem Schicksale beider Männer!

Nicht lange Zeit nach diesem Hergange bezog der edle und gesinnungstüchtige Erzbischof, Rupertus Hal-

sum von Salisbury in England, das bischöfliche Schloß Göttingen, und starb auch darin am 4. September 1417. Sein Leichnam wurde am folgenden Tage, einem Sonntage, zu Schiff nach Konstanz gebracht, und dort im Chore der Münsterkirche begraben.

Fast schien es, als sollte die Bestie Göttingen im 15. Jahrhunderte allen Feinden der verderbten Kirchenzucht zum Kerker dienen; denn nicht gar viele Jahre nach Hub, schließt sie abermals einen Begner derselben ein. Es ist dies der Magister Felix Hemmerlin, ein geborner Züricher, Chorberr zur Probstei am dasigen Münster, Stifths herr zu Jofingen, sowie zuletzt Probst des St. Ursusstiftes zu Solothurn. Wir finden in ihm einen Mann, welcher sich vortheilhaft vor andern Geistlichen seiner Zeit durch Gelehrsamkeit und Liebe zu den Studien auszeichnete, und noch nebenbei ein feiner, geschiedter und satyrischer Kopf war.

Einem solchen Manne konnte das damalige wüste und wissenschaftlose Treiben der Geistlichkeit nicht gefallen, und er schilderte deshalb in den grellsten Farben das Sittenverderbniß derselben.

Darüber entstand nun gewaltiger Lärm im gemerischen Lager, und die Erzürnten lieferten ihn in die Hände des Konstanzer Bischofs Heinrich IV., eines Freiherrn von Hölten. Dieser ließ ihn, weil er keinen Widerruf thun wollte, bei vier Monaten in einem sinkenden Kerker des Schlosses Göttingen verwahren, entsetzte ihn aller seiner Aemter, und übergab ihn zuletzt seinen grimmigsten Feinden, den Franziskanern in Luzern, in deren Kerker er im Jahre 1457 starb.

Als die Stadt Konstanz trotz all ihres Widerspruchs, vom Kaiser Maximilian gezwungen wurde, am Kriege gegen die Schweizer im Jahre 1499 zu ihrem größten Schaden thätigen Antheil zu nehmen, sah Bischof Hugo von Hohen-Landenberg auf dem bischöflichen Stuhle. Als Bürger von Zürich verlangten diese, daß er ihnen seine Bestie Göttingen übergebe. Weil er ihrem Begehren aber nicht entsprach, so besetzten die Eidgenossen gegen seinen Willen dies Schloß. Die Reichstruppen eroberten solches aber bei einem am 10. März desselben Jahres von Konstanz aus gemachten Ausfalle, wobei etwa 80 Schweizerbauern erstochen wurden. Bald darauf änderten sich aber die Umstände, als Konstanz durch den Basler Frieden das ihm von Kaiser Sigismund 1417 verpfändete Landgericht Thurgau, an die Eidgenossen

verlor. Der Bischof Hugo hatte schon lange lüftern noch dem Besitze der Abtei Reichenau getrachtet, und die Eidgenossen besetzten deshalb, wie man glaubt, im Jahre 1510 das Schloß Gottlieben, im Einverständnisse mit ihm, damit sie einen Punkt hätten, von wo aus sie den Bischof in seinen Bestrebungen mit Gewalt der Waffen unterstützen könnten.

Die Gegend am Bodensee sollte von den Folgen des schrecklichen dreißigjährigen Krieges, welcher Deutschland so unsäglich viel Opfer kostete, und selbiges in einen Zustand von fürchterlicher Barbarei und Verwüstung versetzte, auch nicht verschont bleiben. Am 8. September 1633 setzte der schwedische Feldmarschall, Gustav Horn, mit seinem Heere bei Gottlieben mittelst Schiffen über den Rhein, um zur Belagerung von Konstanz zu schreiten. Während derselben nahm er im Schlosse sein Hauptquartier und zog sich mit seinen geschlagenen Truppen über die Schiffbrücke wieder zurück, welche er zur Verbindung zwischen beiden Ufern hatte errichten lassen.

Ein Unglück besonderer Art vernichtete im Jahre 1692 einen kleinen Theil des Dorfes Gottlieben, indem vier Häuser desselben, welche unmittelbar am Rheine lagen, plötzlich in denselben versanken. Die allgemeine Meinung war, daß eine Unterfressung des Bodens, auf dem sie standen, durch Karpfen und Forellen herbeigeführt, an diesem Unfalle die Schuld trage.

Von den spätern Schicksalen des Schloßes Gottlieben erzählt uns die Geschichte nichts mehr, und es theilt somit das Schicksal mancher Menschen, welche in ihrer Jugend viel von sich reden machten, sei's im Guten oder im Bösen, an die sich aber nach einer kurzen Spanne Zeit Niemand mehr erinnert. Bis ungefähr um das Jahr 1808 sah ein bischöflicher Obervogt darauf, und es ward an Herrn Vanquier Hyppenmayer in Wien verkauft, dessen Enkel, der Rittmeister gleichen Namens, solches 1837 an den Prinzen von St. Leu, nunmehrigen Kaiser Louis Napoleon, um 70,000 fl. abtrat. Unter ihm erhielt das alte Schloß eine bauliche Umwandlung, welche man jedoch keine glückliche nennen kann, und von dem ganzen frühern Bau blieben nur noch die zwei hohen viereckigen Thürme übrig. Im Jahre 1842 verkaufte es sein damaliger Besitzer, mit allen darin befindlichen Gemälden, Möbeln u. s. w. an Herrn Grafen von Beroldingen, dessen Eigenthum es noch gegenwärtig ist, um 28,000 Gulden, wie man sagt.

(Fortsetzung im nächsten Jahre.)

## Wie Thomas Rechenmeier vorwärts schreitet in der Dekonomie.



Wer nicht rechnen kann,  
Ist nur ein halber Mann.

Unser Wanderer, den du, lieber Leser, auf dem Titelblatte des Kalenders siehst, macht ohne bedenklich zu altern, alljährlich seinen Gang von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er hat dich schon oft beobachtet und belauscht, wenn du hie und da einen dummen Streich gemacht hast, und hat denselben zu Papier genommen, damit der Nachbar — der Nazi, der Michel &c. darob haben lachen können. Du aber hast das Näslein gerümpft und gedacht: der Wanderer hätte auch schweigen können. Doch wozu hätte sonst der Wanderer sein Ränzlein auf dem Rücken, wenn er nicht auch hie und da etwas Neues ausspultern und miteinpacken würde. Er will aber dir nach seinen neuen Grundfäzen nicht nur etwas zum Lachen, sondern auch etwas zum Nachdenken geben, und hat's besonders darauf abgesehen, dir auf diese Art nützlich zu werden. Wirft ihm also deine Thüre alle Jahre lieber öffnen. So schlich er sich vorigen Jahr einmal an dem Dorfe H. vorbei und bemerkte, wie fünf Männer vor dem Hause des Thomas sitzen und eine Aufmerksamkeit an den Tag legen, wie in der Kirche, wenn man am Patrozinium, am Hausherrenfest &c. einen Festprediger hat kommen lassen. Halt! denkt unser Wanderer, da gib's wieder was für dich. Wie gesagt, so gethan. Er schlich sich sachte hinten hin, ohne den Thomas zu stören, lehnt sich an's Hausdach, öffnet seine Tasche und macht seine Notizen. Er hat dazumal durch den Rechenmeier Thomas von der Gefährlichkeit kleiner Alltagsausgaben, von der Verderblichkeit des Stellviehaltens und von der Nützlichkeit

der Sparkassen Belehrung erhalten, und sie dir, lieber Leser, im 1858er Wanderer haarklein erzählt. Es wird ihn nur freuen, wenn er merkt, daß du Nutzen davon ziehst. Weil der Wanderer den Thomas hat respektiren und als einen tüchtigen Mann kennen gelernt, so konnte er nicht umhin, auch dieses Jahr wieder bei ihm anzurufen, und seine Freude war noch größer, als er über den Sennhofweg an Speckmichelshaus vorbeigehend, schon den Franz, den Toni, den Beni und den Postseppli hinüber zum Thomas schleichen sah. Unser Wanderer stellt sich wieder an seine Ecke. Der Wind war ihm günstig und trug jedes Wortlein, welches der vernünftige Thomas redete, an sein Ohr. Der Beni (Benedikt) sagte was von der Jauche, aber kam damit nicht ins Reine, daher nahm Thomas das Wort und begann:

Man weiß und hat berechnet, daß eine Kuh bei ordentlichem Futter jährlich durchschnittlich etwa 80 Cir. Jauche gibt. Schlagen wir z. B. 10 Cir. nur nach dem niedern Preise zu 1 fl. 40 kr. an, so machen 80 Cir. 8 mal 1 fl. 40 kr. das sind 13 fl. 20 kr. und von 3 Kühen 3 mal 13 fl. 20 kr., d. i. 40 fl., und in 10 Jahren 10 mal 40 fl. gleich 400 fl.

Würde aber diese Jauche erst noch gut behandelt, zur rechten Zeit und auf den rechten Platz ausgeführt worden sein, so hätten sich diese 400 fl. mindestens auf 5 - 600 fl. rentirt. Denn dies weißt du auch Franz, daß es wahr ist, weil es die Erfahrung lehrt, eine mit guter Gülle überführte Wiese, die sonst ein Wagen voll Heu und kein Dehmd gab, gibt 2 Wagen Heu und eine Fuhr Dehmd, und mit dem Rentiren ist's also nicht ganz ohne.

Denke dir Franz, wie da ein Vater seinen Kindern schon in 10 Jahren ein schönes Vermögen vernachlässigt. Mancher aber hat 3 Kühe, aber keinen Jauchehälter. Und wie viel geht diesem erst in 30 Jahren zu Grunde? Es sind aber, wie der Thomas im hiesigen und den Nachbarsorten beobachtet haben will, viele Bürger, die 3, 4, 5 - 6 Stück Vieh und entweder keinen, oder doch nur einen mangelhaften Jauchehälter besitzen. Dies sind Dekonomen, die verstehen ihr Geschäft wie der Schneiderjakob, der den Hosenlag hinten hin gesetzt hat. Hierüber mußte zwar der Franz lachen, aber er sagte, es ist wahr, Thomas, was ihr da sagt, ich gestehe offen, so habe ich noch nie rechnen und vernünftig sprechen gehört. Ich muß meine Dekonomie selbst auch anders in die Hände nehmen.

Thomas. Ja denke, wie viel z. B. nach obiger Rechnung unser Bürger Sepper Dünger verliert. Er

hat 3 Pferde, 4 Ochsen, 4 Kühe und einige Kälber. Schlagen wir seinen Viehstand durchschnittlich zu 11 Stück an, so wäre seine Jauche 11 mal 13 fl. 20 kr., d. i. 146 fl. 40 kr. werth per Jahr. Er haust aber schon über 30 Jahre und hat bis auf den heutigen Tag noch keinen Jauchehälter, sondern wie sein Vater, eine Doble in den Bach aus seiner Dunggube. Dieser Sepper hat also 30 mal 146 fl. 40 kr. gleich 4,400 fl. an Jauchewerth verloren. Welch' ein hübsches Vermögen hat also dieser Mann, ohne es zu wissen, seinen Kindern verschwendet? Aber gehen wir noch weiter und sprechen den allgemeinen Satz aus: Wer die Jauche nicht achtet, achtet auch den Mist nicht, wie sich's gebührt. Für wie viel 100 fl. wird unserm Bürger Sepper noch Düng aus seiner Dunggube fort sein? Ohne hier weitere Untersuchungen anzustellen, wollen wir nur seine Vermögensverhältnisse oberflächlich in's Auge fassen. Vor mehr als 30 Jahren hat unser Sepper den Hof übernommen und dortzumal etliche 100 fl. Schulden angetreten. Er war der häuslichste Mann von der Welt, hatte nie ein besonderes Unglück im Stalle, in der Familie oder auf dem Felde, nie einen Acker oder eine Wiese gekauft und bis jetzt hat er die lästigen Schulden nicht nur nicht bezahlt, sondern noch vermehrt.

Franz. Wie ist's aber möglich, möchte man fragen, daß ein solcher Bauer unter diesen günstigen Umständen nicht weiter kommt, da er noch oben drein so häuslich ist und sich nicht einmal ein Glas Bier gönnt? Darüber habe ich noch nie nachgedacht, und es ist leider doch sehr wahr.

Thomas. Antwort: weil er die Seele der Landwirthschaft, den Dünger, nicht recht zu Rathe zieht. Er läßt immer die Hauptsache in den Bach und auf der Straße herumlaufen und in die Luft forisfliegen. Daraus folgt dann:

1) Magere und wenig Frucht auf den Aekern, und somit gewöhnlich viel Unkraut - wenig Stroh und wenig Frucht. Die Frucht ist leicht und gering, und solche Früchte stehen stets nieder im Preise. Wenig Stroh, daher wenig Mist.

2) Weil die Wiesen nicht gedüngt und verbessert werden können, wenig und schlechtes Futter und daraus folgt dann

3) Ein armselig, geringer, magerer Viehstand, schlechte Arbeit vom Vieh, schlechten und wenig Dünger, wenig Milch und beim Verkaufe des Viehes geringe Summen.

Wie ist's, lieber Franz, fragst du jetzt noch, warum unser Sepper, wir wollen ihn Dummbauer sagen,

keine Kapitalien, sondern trotz aller Sparsamkeit noch Schulden gemacht hat? Siehst du jetzt, wo der Haas im Pfeffer sitzt? Halte also deinen Freunden und Nachbarn künftig Vorträge über solche Dinge, sage ihnen, wie sie die Jauche gut zusammenhalten sollen, und wie viel Vermögen man seinen Kindern, ohne es zu wissen und zu wollen, könne fortlaufen lassen. — Der Dünger ist und bleibt die Seele der Landwirtschaft.

Franz. Ja, vor solchen Rechnungen und Belehrungen habe ich allen Respekt. Das schafft Geld in's Haus. Aber, guter Freund Thomas, ihr habt mir auch noch von mangelhaften Jauchehältern gesagt. Was sind denn das für?

Thomas. Unter diesen verstehe ich folgende:

1) solche, welche zu klein sind, 2) welche nicht ausgemauert oder ausgebleicht sind, 3) die keinen ordentlichen Deckel haben und 4) die ganz am verkehrten Orte sind.

Franz. Dem 2. und 3. könnte ich schon abhelfen, aber dem 1. und 4. nicht. Da muß ich noch um Aufklärung bitten.

Thomas. Recht gern Franz. Aber wir müssen bei diesen Punkten etwas Rechnen. Doch brauchst du kein oder nur wenig Geld, aber wenn die Berechnung ausgeführt wird, so schafft sie Geld in's Haus.

Franz. Dann will ich's mir gefallen lassen.

Thomas zog ein Täfelchen heraus und begann. Ich habe früher schon gesagt, eine Kuh liefert jährlich etwa 80 Eir. Jauche. Da 3 Cubikfuß beiläufig zwei Eir. wiegen, so geben 80 Eir. 40 mal 3 oder 120 Cubikfuß. Die Jauche soll aber jährlich nicht nur 2 oder 3 mal ausgeführt werden. Das ist zu wenig. Man sollte die Jauche besonders im Sommer alle 4 Wochen ausführen. Dies berechnet sich auf's Jahr etwa 8—10 maliges Jaucheführen. Somit wäre für eine Kuh die etwa 120 Cubikfuß Jauche gibt, ein Behälter von 120, getheilt durch 30, d. s. 12 Cubikfuß, und für 6 Stück Vieh von 6 mal 12 = 72 Ebfß. erforderlich. Es ist aber rathsam, die Behälter stets etwas größer zu machen, daß im Fall man wegen andern dringenden Geschäften nicht Jauche führen könnte, die Jauche ja nicht auslaufen müßte.

Franz. Hier führen die meisten Bürger z. B. im Frühjahr auf den Hanfacker, im Sommer zu den Dickrüben und im Herbst, wenn's gut geht, auf den nächsten Kornacker ein Paar Faß Gülle und dann hat's aber mit dem Gullenführen. Die halbe Zeit läuft die Jauche dann über die Gasse und färbt die ganze Straße braun, und dies ist wahrhaftig ein großer Schaden für den Geldbeutel.

Thomas. Da hast du ganz recht. Aber warum ist's so? Weil die Leute nicht rechnen. Durch Jauche wird jede Pflanze, habe sie einen Namen wie sie wolle, am schnellsten gedüngt. Hier wird aber ganz besonders der Fehler begangen, daß Niemand daran denkt, die Wiesen zu güllen. Dadurch bekämet ihr mehr und besseres Futter, könntet euern Aekern den Mist bringen. Er schlägt doch auf den Wiesen weniger an, weil zu viel in die Luft fort fliegt. Dies wirst du begreifen Franz, daß wenn man z. B. im März den Mist spreitet, und nur 8—14 Tage trockene Witterung eintritt, die Wärme den Mist rein austrocknet. Das Ammoniak (guter Dungstoff) fliegt fort und das Stroh bleibt noch liegen. Dies recht man weg, und führ's heim. Der Mist ist eingebüßt und die Wiese geht, wenn's Wetter nicht günstig war, ziemlich leer aus.

Franz. Ich verstehe jetzt Nr. 1, aber Nr. 4?

Thomas. Je weniger der Jauchehälter der Sonne ausgesetzt ist, desto geringer ist der Verluft durch Verflüchtigung. Im Frühjahr, Sommer und Herbst geht aber stets eine Verflüchtigung von guten Dungstoffen vor sich.

Franz. Das Wort Verflüchtigung verstehe ich noch nicht recht.

Thomas. Dies ist so zu verstehen. Nicht das Wasser von der Jauche ist die Hauptsache, sondern gewisse Stoffe, die mit dieser Flüssigkeit verbunden sind. Diese können sich aber, besonders bei großer Wärme, von der Flüssigkeit losmachen, und fliegen dann in die Luft fort. Diese guten Dungstoffe riechen sehr unangenehm; man heißt sie Ammoniak. Nichts also bei euerm Jauchehälter, bei der Dunggrube sehr übel, so geht für manchen Thaler von euerm Mist verloren.

Ueber das Fortfliegen wurde Franz ganz böse und sagte: Aber da hol's der Teufel, was ist denn da anzufangen? das kann man ja nicht heben; man steh's ja nicht einmal? das ist eine sonderbare Sache, eine verfluchte Geschichte.

Thomas. Es gibt im Leben bereits in allen Fällen Mittel, durch deren richtige Anwendung wir uns vor Schaden hüten können, so auch hier. — Doch müssen wir wieder ein Bißchen rechnen. —

Franz. Ich will hören.

Thomas. Die flüchtigen Dingttheile lassen sich binden durch Schwefelsäure, oder Gips, oder auch mittelst Eisenvitriol. Auf 200 Pfd., etwa 3 Cubikfuß, Jauche, kann man in den Jauchehälter werfen 1 Pfd. Schwefelsäure, oder 2 Pfd. Gips oder 2 1/2 Pfd. Eisenvitriol. Dies ist so ziemlich das richtige Verhältniß.

Franz. Das muß ich aufschreiben und Gips kaufesich nicht nur so viel, als ich auf die Klecker brauche.

Thomas. Diese 3 Sachen und besonders Gips kann man aber eben so gut auch beim Stall- und Abtrittdünger anwenden. — Probiert's! es rentirt sich.

Franz. Ich sehe wohl, daß es noch viele Bauern gibt, die ihre Sache nicht viel besser verstehen, als wie jener Schneider, von dem ihr mir erzählt habt.

Thomas. Ja meine Freunde, es ist schon spät, wir wollen die Ruhe suchen. Kommt ein andermal wieder, dann erzähle ich euch andere Rechnungsexempel. Franz und die übrigen Nachbarn gingen seelenvergnügt nach Hause, und machten darüber, wie sie künftig den Mist und die Sauche behandeln wollen, verschiedene Pläne.

### Etwas Geschichtliches.

(Nach Ulrich von Richental's Chronik des Konzils von Konstanz \*).

#### I. Folge.

Vorbereitungen zum Konzil, Reise des Papsts Johannes XXIII. nach Konstanz und Belehnung des Abts in Kreuzlingen mit einer Inful.

Nach dem Tode Papsts Alexanders V. (am 3. Mai 1410) wurde Balthasar Cossa, aus ehrbarem Bürgergeschlechte, zu dieser Würde erhoben, und nannte sich in seiner Obdientz Johannes XXIII. Neben ihm bestanden aber noch zwei weitere Päpste, nämlich Petrus de Luna, ein gefürsteter Herr und Graf von Geschlecht, der sich Benedikt XIII., und Angelus de Corario, Ritter- oder ehrbaren Geschlechtes, der sich Gregor XII. nannte. Ersterer hielt zu Perpignan in Aragonien, letzterer im Gebiete von Venedig seinen Hof.

Der neue Papst Johannes ließ die Sache bestehen, wie sie bestand, und wollte sich vielleicht an solcher Würdigkeit begnügen, die ihm gegeben und aufgelegt war; denn er war sehr geneigt auf zeitliche Ehre und Gut. Dadurch entstand ein großer Geßreiß und Rede auf zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrn, und die Churfürsten wurden darüber die (oft) zu Rede gesetzt. Sie kamen wegen dieses Zwiespaltis in der Christenheit vielfältig zusammen und wurden zuletzt einig, die Sache dem römischen König Sigismund vorzutragen.

\*) Der Text ist, nur vielfältig abgekürzt, im Wortlaute des Originals, jedoch nach der neuern Rechtschreibung gegeben.

Dieser entbot dem Papste Johannes, daß er seinem Gibe genug thäte, denn er vormals dem Konzil geschworen, und der heiligen Christenheit Fried' und Ruhe brächte.

Johannes verzog dies von einer Zeit zur andern, bis er es nicht mehr aufschieben konnte, weil alle Welt merkte, daß der heiligen Christenheit großer Einbruch dadurch würde, und daß das Schifflein St. Peters von solchem Unwetter erfäuft werden wollte. Als nun nichts mehr half, wurde er zu Rath, den römischen König Sigismund nach Lodi \*) in Lamparten (Lombardien) zu berufen, um dort mit ihm und andern Herren und gelehrten Leuten eine Besprechung zu halten, was in der Sache zu thun sei.

Diese fand auch (1413) in einem weiten Saale daselbst statt. In demselben war ein langer Stuhl bereit, auf welchem der Papst mit seiner Inful (Tiara) und mit seinem Habit auf der einen, und der König mit seiner Kron' und Habit als ein Evangelier \*\*) auf der andern Seite saß, in der Mitte etwas von einander getrennt. Sie redeten viel miteinander in Latein, und wurden zuletzt miteinander zu Rathe.

Der Papst zeigte sich bereitwillig, ein Konzil in Italien zu halten, in welchem Lande oder in welcher Stadt der König wolle, weil er fürchte, daß er die zum Konzil gehörigen Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe nicht aus seinem Lande über das Gebirge bringen möchte. Darauf erwiederte Sigismund: „er habe drei geistliche Churfürsten, welche Ervähler des Königs des hl. römischen Reiches und selbst große Fürsten wären. Die haben Macht, einen König zu wählen und zu entsetzen, und er befürchte, daß er sie nur kümmerlich über das Gebirge bringen möchte; vielleicht thäten sie es auch gar nicht.“

Es wurde nun viel hin und her geredet über den Ort zum Konzil, worauf der König seine umstehenden Herren fragte: „ob keine Stadt am Gebirge läge oder nahe dabei, die zum römischen Reiche gehöre. Darauf sprach der edle Herzog Ulrich von Teck, bazumal Diener des Königs: „es läge eine Stadt am Fuße des Bergs; sie wäre eine Reichsstadt und heiße Kempfen.“ Ihm entgegnete der Graf Eberhard von Nellenburg, Landgraf, der auch zugegen war: „Allerdings sei Kemp-

\*) Die Stadt Lodi liegt im heutigen Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Gouvernement Mailand, Provinz Lodi und Crema, an der Adda. In ihrer Nähe fand die Schlacht am 10. Mai 1796 zwischen Franzosen und Oesterreichern zum Nachtheile der letztern statt.

\*\*) Ein Evangelier ist in der katholischen Kirche derjenige, welcher das Evangelium absingt.



Hut oder Schirm gegen Regen und Sonne Papst Johannes XXIII. auf Reisen.

ten eine Reichsstadt; aber es wäre nicht Genugsame dort, daß man bestehen möchte noch könnte an hinreichender Nahrung. Wohl läge aber eine Stadt eine Tagreise fern von Kempten, oder etwas mehr, da wäre alle Genugsame. Sie heiße Costenz und wäre des römischen Reichs und läge am Bodensee. Es rinne der Rhein an der Stadt hin und durch die Stadt. Derselb Bodensee wäre bei 8 Meilen Weis ferne und an der Breite 3 Meilen Weis, daß man mit großen Schiffen darauf fahren möge und zu fahren alle Genugsame, und wieder davon fahren, wie man will. Und wär da ein Bisthum und gehörte in das Erzbisthum Mainz. Dazu wäre sie auch eine wohl erbaute Stadt und viele Gemächer und Stallung darin. Während des Appenzeller Kriegs und König Ruprechts Anwesenheit daselbst, habe es dem zahlreichen Adel und dem Volke nie an Etwas gebrochen und man habe Herberge, Essen, Trinken, Stroh, Heu und Futter im gewöhnlichen und gleichen Kaufe, so daß es Alle gewundert habe, wie man alle Ding so haben möchte. Ueberdies wären Fleisch und Fisch genug da, und die Stadt dem Adel von jeher treu und hold, und nie mit ihm in Krieg und Stöße verwickelt gewesen.

Da kehrt sich unser Herr, der römische König um zu unserm heil. Vater, dem Papste, und sprach in Latein: ob ihm die Stadt Konstanz, die ein Bisthum sei, und von der man so viel Gutes sage, gefällig sei. Darauf nahm der heil. Vater eine Bedenkniß mit seinen Herren und Räten, welche ihm die Annahme des Vorschlags anriethen, damit nimmer Unglück dazu schlagen solle. Also nahm Johannes die Stadt Konstanz auf, und sandte auf dieselbe Stund seine Exploratores aus, d. h. Beschauer des Landes.

Auf das entbot der wohlgeborne Herr, Graf Eberhard von Nellenburg heraus Ulrichen von Nichtenal, wie sich die Sachen zu Lodi ergangen hätten, und daß das Konzil vor sich müßte gehen, daß er sich nach Futter, Heu, Stroh und Betten richte. Und kam die Bottschaft vor Weihnachten 1413.

Nacher kamen die Exploratores, unter welchen zwei Walchen waren, die jedoch Latein verstanden. Sie baten Ulrich Nichtenal, daß er mit ihnen in das Thurgau reite, das Land zu besuchen. Darauf sprachen sie, daß das Konzil hier nicht bestehen könne, wenn Leute von allen Landen kommen, die nicht halb Herberge haben möchten. Sie sagten aber daran nicht recht, weil männiglich in der Stadt blieb. Doch lagen viel Ungarn zu Petershausen; etliche blieben im Paradies, etliche zu Gottlieben, aber wenig.

Hierauf sandte der Papst eine Bulle aus, und

lud alle Erzbischöfe ein, ihren Suffraganen (Weisbischöfen) und Bischöfen kund zu thun, daß sie bereit sein sollten, zum Konzil nach Konstanz zu kommen. Nach etwa acht Wochen, während welcher Zeit es ganz ruhig war, da kamen gen Costenz viel Herolde und Pfeifer und viel der Herren Knechte. Sie empfingen ihren Herren Herberg, und schlugen ihrer Herren Wappen an die Häuser und an die Thüren, und bestellten Futter, Heu und Stroh.

Darnach ward bekannt, daß auch der Papst auf dem Wege nach Costenz sei. Und da er kam auf den Arberg bei dem Mittel nach dem Klosterlein, da fiel sein Wagen und er lag in dem frisch gefallenem Schnee unter dem Wagen. Wie er also da lag, da kamen zu ihm seine Diener und Kurtisane (Höflinge), die dem Hof nachliefen und sprachen zu ihm: „Heiliger Vater, gebrißt Euer Heiligkeit nichts?“ Da antwortet er in Latein: „Ich liege hier im Namen des Teufels.“

Als er wieder auf kam und über das Klosterlein herab, da ist eine Weite und man steht herab in den Bodensee, Bludenz und das Gebirge. Es scheint von oben herab, als ob es in einem Thal liege. Da sprach der Papst in Latein: „Sie captantur vulpes,“ d. i. zu deutsch gesprochen: „Also werden die Füchse gefangen.“ Und kam desselben Tages gen Feldkirch, und morgens gen Rheinegg, darnach gen Costenz.

Nun ist zu wissen, daß man einem Papst, so er über Land reiten will, einen Hut (Schirm) vorführet. (S. Abbildung). Diesen Hut führt ein starker gewappneter Mann auf einem weißen Rosse, verdeckt mit einem rothen Tuche, gesprengt mit Gold, und der ist roth und gelb, und führt man ihn für (gegen) den Regen und die Sonne, daß der Papst sich darunter enthalten (aufhalten) möge. Oben auf dem Hut ist ein goldener Engel und der hat ein goldenes Kreuz in der Hand. Der Hut war unten wohl so weit als bei vierzig guter Schuhe.

Da man nun zählte 1413 Jahr von Christi Geburt, an St. Simon und Judas, der heil. Zwölfboten (Apostel) Abend, an dem 27en Tag, das war an einem Samstag nach Imbiß (Mittageßen), zwischen der 12 Stund und Eins, da kam der allerheiligste Vater, Papst Johannes XXIII. gen Costenz, und zuerst in das Gotteshaus und Kloster zu Kreuzlingen vor der Stadt und blieb die Nacht in dem Kloster, und begabte den Abt desselben, Erhard Lind, der von Konstanz gebürtig war, mit einer Tafel und setzte ihm die auf, daß er und seine Nachkommen sie ewiglich haben und tragen sollten, weil er noch seine Vorfahren keine gebraucht noch gehabt hatten. (S. Abbildung.)



Papst Johannes XXIII. begabet den Abt Erhard Lind im Kloster Kreuzlingen mit einer Insul.

## Der niedere Wasserstand des Bodensees und Rheins im Winter 1858.

Der außergewöhnlich niedere Wasserstand im Winter 1858 brachte an den Ufern des Bodensees wie auch an andern Orten, manches Neue zu Tage oder frischte alte geschichtliche Erinnerungen wieder auf, die selbst den öffentlichen Blättern verschiedenartigen Stoff lieferten, und welchen der Wanderer auch einiges entnommen hat und seinen geneigten Lesern hier mittheilt. Man hat unter Anderm erfahren, daß erst seit dem sebzehnten Jahrhundert sich Aufzeichnungen über den auffallend niederen Wasserstand in früheren Jahren vorfinden, theils in Urkunden, theils in Gemälden, theils auf Felsenriffen und Steinen im Bette des Sees und Rheins. So sind auf einem Felsenriff bei Staad in der Nähe von Norschach, so wie auf einem Stein bei der Insel Reichenau und auf einem Stein bei Mammern, im Rhein, die Jahreszahlen 1672, 1725 und 1792 als diejenigen Jahrgänge eingemeißelt, in welchen der Wasserstand am niedrigsten war. Der niedrigste Wasserstand hatte sich bisher im Jahr 1792 gezeigt; im Winter 1858 kam er aber um beinahe einen Fuß tiefer zu stehen als im Jahr 1792. Eine der interessantesten Erscheinungen war im vergangenen Winter oberhalb der Rheinbrücke bei Konstanz zu sehen, wo der Rhein aus dem Bodensee tritt. Dort hatten sich schon im Januar v. J. Sandbänke und Inseln gebildet, welche zuletzt eine nur wenig unterbrochene Fläche (in alten Urkunden „Mentrain“ genannt) ausmachten, die vom Petershauser Ufer bis auf 300 Fuß zum Leuchthurm des Seehafens von Konstanz sich erstreckte. Auf dieser aus drei größeren inselartigen Abtheilungen gebildeten Fläche wurde zum Andenken an dieses merkwürdige Naturereigniß am 15 und 16 Febr. d. J. ein seltenes Volksfest gefeiert, nämlich ein Freischießen mit Volksbelustigungen gehalten, (siehe Abbildung) wobei die Stadtgemeinde Konstanz als Ehrengabe dem besten Schützen (dem Schützenkönig Schmiedemeister C. Drielmaier) einen silbernen Becher verlieh. Auf der mittleren größeren inselartigen Abtheilung der Fläche hatte man einen Schießstand sammt einer Stehscheibe und zwei Glückscheiben mit 150 Schritt Entfernung aufgestellt. Auch waren Schenk- und Speisewirtschaften hergerichtet, und ein Carroussel, der Kinder Lust und Freude, aufgeschlagen. Von nah und fern strömte Alt und Jung herbei um dieses Schauspiel zu genießen. Mitten im gewöhnlichen Rheinbett, wo sonst nur Fische und Amphibien hausen, trieben sich Hunderte und Tausende von Menschen lachend

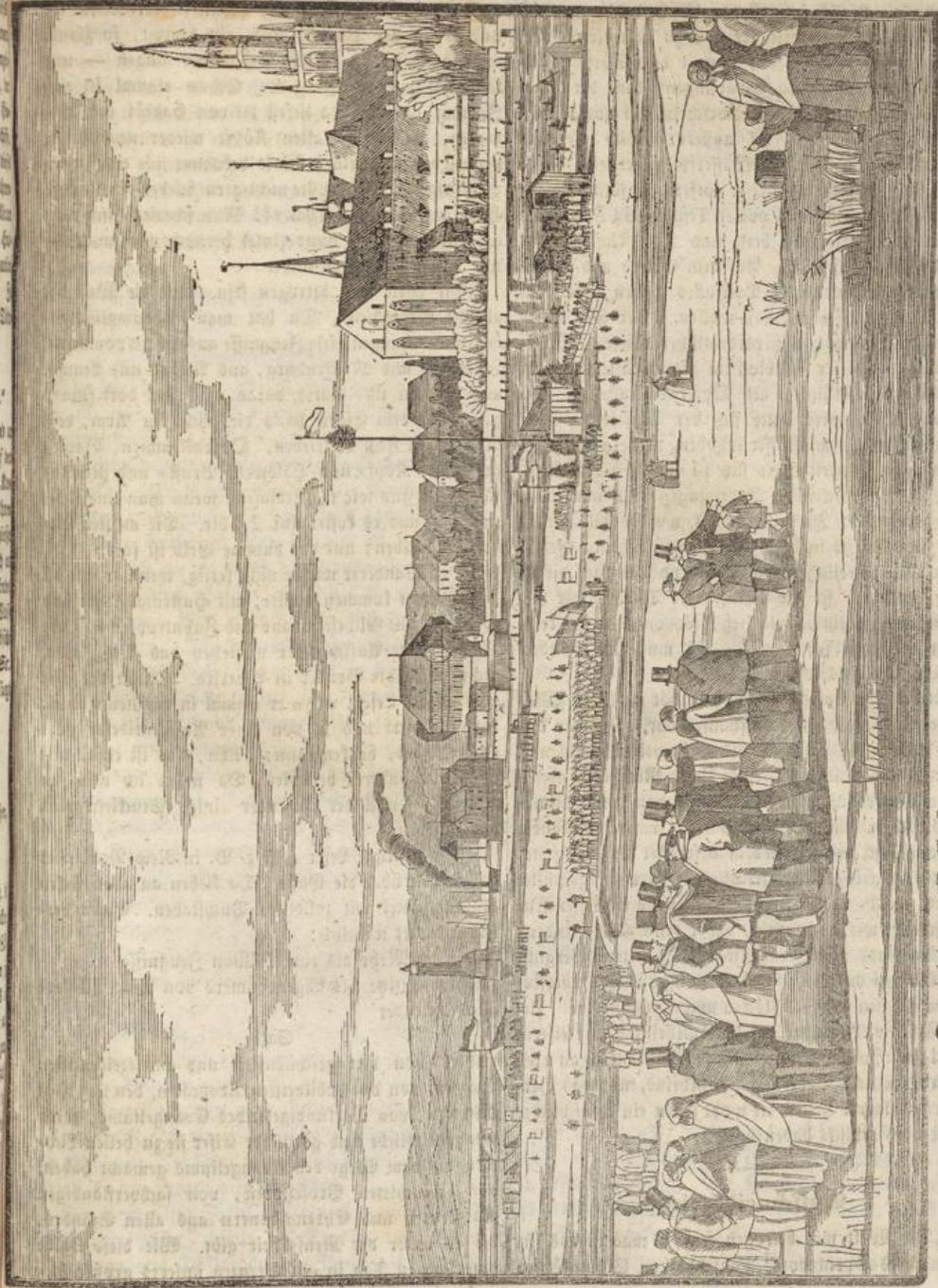
und scherzend, singend und tanzend umher. Dieses bunte Gewoge, das Knallen der Büchsen, der Donner der Geschütze, die lustigen Sprünge des Schützenjägers M. Lenzinger, das Wirbeln der Trommeln, der Schall der Musf, das Flattern der Fahnen, das Hin- und Herfahren der besagten und bewimpelten Schiffe, Gondeln und Nachen auf dem Rhein — alles dieses bot ein wirklich schönes Schauspiel dar. Ein fahrender Künstler aus Schwaben unterhielt das Publicum mit Declamation Waizmann'scher Gedichte, und Gutmacher Scheller aus Konstanz zeigte die Formation der Hüte vom Anfang an bis auf unsere Lage. Zu alle dem war es Fasching, Fasching Montag und Dienstag, und es gefellte sich zu

„Buntem Lärm und Waffenspiel  
Auch Mummenschanz und Faschnachtspiel.“

Ähnliches fand am 2. und 3. März 1672 und am 13. und 14. März 1725 statt, wo beidemal auf derselben Stelle ein Freischießen gehalten und vom Konstanzer Magistrat auch ein silberner Becher als Ehrengabe verliehen wurde. Von dem ersten Freischießen gibt eine auf Leinwand gemalte Tafel, welche sich auf dem sogenannten Conciliumsaal zu Konstanz befindet, und ein Oelgemälde des Konstanzer Oelmalers Wolfgang Spengler eine Vorstellung. Dieses letztere habsche Gemälde, grau in grau gemalt, das im Besitz Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden ist, trägt folgende Inschrift:

Im 1672 Jahr ward der Rhein so klein,  
Wie hie der Riß anzeigt sein  
Auf einem Horn thate man schenken  
Ein silbern vergulden Becher zum Angebenken,  
Der war auf ein Freischießen gewandt,  
Welches den 2 und 3 Merz sollent.

Nach beiden Gemälden war das „Horn,“ d. h. die aus drei inselartigen Abtheilungen gebildete trockene Fläche, im Jahr 1672 so ziemlich wie im Jahr 1858 beschaffen, nur scheint die südlichste Abtheilung in jenem Jahr bedeutend kleiner gewesen zu sein als in diesem. Auf der letztgenannten Abtheilung haben am 26. März 1672 die Rißergesellen zwei Fässer zum Andenken gebunden. Und am 6. März besagten Jahres wurde von den Dominicanern zu Konstanz um die Dominicanerinsel (jetz Macaire'sche Fabrik) eine Procession gehalten. Ueber den Wasserstand im Jahr 1725 und 1792 sind keine Gemälde oder Beschreibungen vorhanden, doch über den letztjährigen Wasserstand mit dem Freischießen und Volksfest hat Maler Federle ein gelungenes Bild für die Stadtgemeinde Konstanz gefertigt.



Der niedere Wasserstand des Bodensees und Rheins im Winter 1858.

Eine gleichfalls interessante Erscheinung war im letzten Winter im Ueberlinger See zu bemerken. Am südlichen Ufer dieses Sees, unweit dem Dorfe Wallhausen, gegenüber von Ueberlingen, kam der sogenannte „Teufelsfisch“ zum Vorschein, der nur in ganz trockenen Jahrgängen bei außerordentlich niederem Wasserstand sich über den Wasserspiegel erhebt. Es ist dieses ein 100 Fuß vom Ufer entfernt isolirter Felsblock in der Form eines ovalen Fisches, 64 Fuß lang, in der Mitte 30 Fuß breit und 150 Klafter (das Klafter zu 6 Fuß) tief. Auf dem Grund und Boden soll er die Gestalt eines Dreifußes haben, wie frühere Zauberer gesehen haben wollen. Der See ist in dieser Gegend von außerordentlicher Tiefe. Wahrscheinlich hat dieser Felsblock im grauen Alterthum als heidnischer Opferaltar, als Opferstein gedient. Im vergangenen Winter hatte sich der Teufelsfisch über einen Fuß aus dem Wasser erhoben, während er sonst, so lange die ältesten Leute sich zu erinnern vermögen, auch in den trockensten Jahrgängen nur um einige Zoll hervortrat. Im Jahr 1829, wo der Fels gleichfalls zum Vorschein kam, hielt eine fröhliche Gesellschaft von Ueberlingen Gastmahl und Tanz auf diesem Fische, welchem sie die Namen der Theilnehmer und die Jahreszahl einmeißeln ließ, wovon aber jetzt keine Spur mehr zu sehen war. Es muß sich die obere Schicht vom Fels losgelöst haben.

Das merkwürdigste Phänomen bot im letzten Winter der Rheinfall bei Schaffhausen dar. Er war beinahe vollständig versiegt, bis auf zwei unbedeutende, am rechten und linken Ufer in tiefen Rinnsalen abfließende Wassergüsse, in der Stärke von gewöhnlichen Mühlbächen. Alle übrigen Partien waren vollständig trocken gelegt, und zeigten dem Beschauer ihr zerklüftetes Gestein, ein ödes, schauerliches Gewirr ausgespülter Felsen, welche von beiden Ufern beinahe trockenen Fußes erreicht werden konnten, daher denn auch Hunderte und Tausende von Menschen sich das seltene Vergnügen machten auf den sonst von Wasserstürzen überflutheten Flächen und Felsblöcken umherzuwandeln. Am 19. Febr. v. J. wurde mitten im Rheinfall eine eiserne Tafel mit Inschrift befestigt, zum Andenken an diese außerordentliche Niederung des Rheins, und das Hervortreten starrer Felsen die wohl selten ein menschliches Auge noch erblickt haben möchte.

### Ausschneidereien.

„Die Welt will betrogen sein,“ was ist das für ein wahres Sprichwort! Tausende von Schlaufköpfen

wissen das und machen Geld damit, schweres Geld — und wenn der Tausend und erste kommt, so glaubt man ihm wieder, — läßt sich wieder fangen — und läßt sich wieder betrügen. Schau einmal in eine Zeitung hinein. Da liestest du von Haaröl und Pomaden, die auf die alten Köpfe wieder neue Haare hexen, daß man einen Wald bekommt wie ein Zwanzigjähriger. Wer wollte nicht gern wieder ein schönes Haar um 2 oder 4 Rhaler?! Man schmirt und reibt ein und dann ist's hundertmal hernach wie zuvor — nur mit den Thalern nicht.

Die Welt will betrogen sein. Und die Welt hat allerlei Gebrechen. Da hat man Rheumatismusfetten und hängen viele Zeugnisse aus Hinterpommern, Priesland und Mecklenburg, aus Altona und Lemgo, aus London und Paris daran. Es hat dort superb geholfen; dem Einen hat's die Sicht im Arm, dem Andern im Fuß vertrieben. Ohrenklemmen, Bauchgrimmen, Kopf- und Halsweh, Brust- und Rückenschmerzen sind wie weggeblasen, wenn man eine Kette umhängt und es kostet nur 2 Thlr. Die meisten Gebrechen bleiben; nur das dumme Geld ist fort.

Der Wanderer würde nicht fertig, wenn er mit all den Mitteln kommen wollte, mit Hustentabletten und Gehöröl, mit Glatteinwand und Zahntropfen u. s. w. Doch unsere Ausschneider verstehen das Ding noch nicht, wie ihre Brüder in Amerika. Damit der eine oder andere Leser, wenn er einmal in der neuen Welt herumspaziert und so von einer Ausschneiderei hört oder sie liest, denken kann: „Aha, das ist eine, wie sie der Wanderer berichtet. Da nehm ich mich in Acht,“ — will der Kalender einige Stücklein zum besten geben.

Der geneigte Leser geht z. B. in New-York oder Cincinnati über die Gasse. Da kleben an allen Ecken Anschlagzettel mit goldblauen Buchstaben. Einer derselben lautet wörtlich:

„Mehr als eine Million Zeugnisse sind im Besitze des Eigentümers von Mac Alister's alles heilender

Salbe,

ertheilt von den geschicktesten und ausgezeichnetesten Ärzten, von den gebildetsten Advocaten, den weisesten Richtern, von Verkündigern des Evangeliums, deren Wahrheitsliebe und göttlicher Eifer sie zu hellen Lichtern auf dem Wege des Evangeliums gemacht haben, von erleuchteten Professoren, von sachverständigen Kaufleuten und Ehrenmännern aus allen Ständen, die es unter der Menschheit gibt. Wie diese Salbe von Tag zu Tag in den Grenzen unseres großen Ge-

bietet mehr und mehr gekauft wird, eben so werden täglich neue Wunder ihrer Heilkraft entdeckt.

!!! Drei Millionen!!!

Schachteln dieser Salbe sind in 4 Jahren verkauft und sie hat sich als unfehlbar bewiesen. Ja mit Recht nennt man sie allheilend: denn es gibt keine innere oder äußere Krankheit, die nicht vor dieser Salbe den Finfenstrich nähme. Sie hilft bei der Auszehrung und bei Leberbeschwerden, selbst dann, wenn der Patient schon alle Mittel als hoffnungslos aufgegeben hat.

Das erste Stücklein ist stark, das zweite noch stärker und lautet also:

„Stauenswerthe Aufschlüsse.“

Man lese!! Man merke sich's!! Man kaufe!!

Das ist eine wahre Wundersalbe. Einer unserer Agenten schreibt: „Gestern kam einer der reichsten Plantagenbesitzer und holte wieder zwei Flaschen unserer Salbe. Er braucht sie seit drei Wochen gegen die Flechten und schon sind sie halb verschwunden. Ein anderer kaufte sie und wendete sie bei seiner Köchin an, die an der Sicht darniederlag und bei der alle Doktoren und Salben, selbst die Ketten, nichts gebessert haben. Von einer Flasche voll ist die Sicht davon gelaufen. Ich kam auf meinen Reisen in ein Wirthshaus; die Wirthin hatte Reissen in der Schulter, eine halbe Flasche kurirte sie. Der Mann war fahlföpfig. Er rieb die andere Hälfte auf den Kopf und nach einem halben Jahre hat er den Kopf voll kastanienbrauner Locken. Selbst die rändige Kage dieses Ehepaars hat etwas von dieser Salbe erwischt, sich auf geschickte Weise den Rücken damit bestreichen und der nächste Vollmond hat auf das wiedergekommene Sammitfell geschienen.“ Zwei Doktoren heilten mit dieser Salbe den Weichselzopf; ein Professor vertrieb Muttermale; ein Geistlicher ein Geschwür, das sonst alle Jahre wiederkehrte. — Ein anderer Agent in Missouri, der hundert Flaschen auf einmal bestellte, schreibt: „Ihre Salbe wird vom Volke fast angebetet. Sie hilft äußerlich, innerlich ewiglich. Was gut ist, thut gut — und also senden Sie mir hundert Flaschen.“ Sie ist im Großen und einzelnen zu haben bei u. s. w.

In Amerika treibt man alles, was Geld bringt. Da empfielt sich eine Frau Rosenbusch zur Heilung von Blindheit, Taubheit und Krebschäden, auch prophzeit sie den Leuten aus der Hand.

Der Herr Dito Birtel in Columbia empfiehlt sich als Geburtshelfer, sowie als Advokat und Notar. Und ein anderer Doctor macht bekannt: Er lege sich

auf die Zahnheilkunde und fertige auch Juwelierarbeiten nach dem neuesten Geschmack.

Da möchte man nun fast sagen: da helfe Gott den Gesunden, den Kranken ist nimmer zu helfen, wenn sie unter solche Hände kommen. Ein Reisender in Amerika meint, wenn er krank würde und müßte wählen, ob er bei einem Doctor oder bei einem Quacksalber seine Hülfe suchen wollte, käme es ihn vor als fragte man ihn, ob er lieber gehengt oder geköpft sein wolle?

So ist's in Amerika.

### Etwas zum Reichwerden.

Aha! Da kommt Etwas, das will ich nicht überschlagen, denkt der geneigte Leser, denn zum Reichwerden hat jeder Lust und das Ding hat heut zu Tage seine Schwierigkeiten. Mein' es auch! Und der, von dem ich das Nachfolgende gelernt, verstand sich auf's Reichwerden wie ein ausgelernter Meister, und hat's auch zu mehr gebracht als der geneigte Leser und ich. Seine Regeln sind probat und ich will auch noch einige dazuthun. — Hört!

1) Zeit ist Geld. — Da flucht der geneigte Leser und lacht; denn es kommt ihm vor, als rappele es dem alten Herrn. Gott behüte! Der Alte hat sehr wahr geredet. Das rechte Anwenden der Zeit ist der Weg zum Reichwerden. Wer sich auf die Ofenbank legt, wenn Andre arbeiten, verdient nichts; wer Morgens bis sieben Uhr schläft, hat schon drei frische Stunden verloren, die er nirgends wieder finden kann. Was er da verliert, ist baarer Verlust, denn der Verdienst ist fort. Morgenstunde hat Gold im Munde! Nicht wahr? Es ist richtig: Geld ist Zeit, und umgekehrt: Zeit ist Geld!

2) Kauf, wenn Du's brauchst. — Wer sich ohne Noth Vorrath anschafft, ist ein Narr, denn das ist ein todt's Capital, das keine Zinsen trägt. Vieles wird schlecht im Liegen. Ich kannte einen Pflsicus, der sagte: Vorrath ist gut, und kaufte sich allemal einen ganzen Sack Salz; aber er sah's zu spät ein, daß er dabei Verlust hatte, weil die Lust das Salz verzehrt.

3) Verkauf, wenn man Dir's abkaufen will. — Das Speculiren ist für den Landmann ein gar gefährlich Ding. Die Kaufleute speculiren auch und machen bankrott, daß es eine Art hat. Hast du deine Frucht verkauft, so fliegt sie dir nicht fort. Ist der Preis gut, dann fort damit. In einigen Gegenden

sagen sie: Besser verkauft mit Neue, als behalten mit Neue! und daß Ja sagen zur rechten Zeit ist auch eine Kunst. Die Käufer treten sich die Schuhe nicht aus. Darum, den Augenblick wohl benutz.

4) Scheue mehr die kleinen Ausgaben, die alle Tage kommen, als die großen die selten sind! — Die kleinen Alltagsausgaben sind wie eine langsame Auszehrung. Wer täglich einen Groschen mehr ausgibt als nöthig ist, macht im Jahr eine Ausgabe von fünfzehn Thaler fünf Groschen ohne Noth, und im Schaltjahr thut's sechs Groschen. Solche Dinge werden leicht zur Gewohnheit und führen zum Leichtsin. Wer den Groschen nicht werth hält, kriegt keinen Thaler!

5) Selbstgethan ist wohlgethan. — Das Zusehen wenn Andere für dich eine Arbeit thun, ist freilich eine leichte Sache und schmeckt vielleicht besser, als müde werden; aber ich glaube doch, was man selbst macht, macht man sich nach seinem Sinne, das ist Eins; das Zweite reißt sich daran: es kostet kein Taglohn. Hast du aber Tagelöhner und mußt sie haben, dann, Alter, stelle dich unter sie und arbeite mit, dann ist Selbstgethan auch Wohlgethan.

6) Hüte dich vor vielem Backen! — Das gift nicht vom Brod, denn das muß sein und giebt Kraft, sondern von den Kuchen, denn die sind eitel Nascherei. Ich habe eine Frau gekannt, die hat sich und ihre Familie arm gemacht, und als man ihr das vorwarf, sagte sie: Ich habe doch Alles zu Rathe gehalten und kein Spänchen Holz umsonst verflackern lassen! Da lag's aber!

7) Ein Teller Suppe ist mehr werth, als sechs Tassen Kaffee. — Es ist seit etwa vierzig Jahren der Kaffee in alle Häuser gekommen, er ist aber kein guter Gast. Er stärkt nicht und kostet viel, ja er ist der Gesundheit nachtheilig, besonders den Kindern. Aber Suppe des Morgens nährt und gibt Kraft und ist gesund. Was noch dabei schlimm, ist, daß man bei dem Kaffee keine Rechnungs-species besser lernt, als das Multipliciren. Wer des Morgens gern Kaffee trinkt, dem schmeckt er Mittags auch gut. Unsere Alten aßen Suppe Morgens und Suppe Abends, da ging's besser, und es war in der Regel auch etwas Geld in der Kiste, so ein Nothpfennig. Heut zu Tage hat man's umgekehrt, kein Nothpfennig — aber Pfennignoth — und der Kaffee ist mit Schuld daran! Und die Alten waren gesunder und stärker.

8) Der Hab'ich ist besser als der Hätt'ich. — Wünschen ist des Menschen Unglück. Wer sich auf's Wünschen verlegt, kriegt nie Federn unter

sich. Ja, er wird nie zufrieden, denn der Wünschende hat nie genug und ist mit allem unzufrieden. Wer aber zu dem Hab'ich sich hält, lernt Gott danken und genügsam sein; wer den Hätt'ich in's Haus nimmt, kann's erleben, daß dieser ihn hinaustreibt.

Das, lieber Leser, ist nicht Alles von dem Meister im Reichwerden; ich habe auch etwas von meinem Senf hinzugethan. Ich glaube, es ist Beides gut, wenn Du Dir's hinter's Ohr schreibst, wo's die Hühner nicht austragen.

### Die Zipselmüge.

Es gibt einen gar gelehrten und braven Mann, der treibt das nämliche Geschäft wie der Kalendermacher; zudem ist er ein großer Freund der edlen Musik und in dieser Kunst ein wahrer Meister. Der sitzt eines Abends beim Licht, mit der väterlichen weißen Zipselmüge auf dem Kopfe, am-Klavier und fährt mit den kunstfertigen Fingern so behend und lieblich über die weißen und schwarzen Tasten, daß seine Kleinen in hochender Verzückung die blauen Augen aufschlagen und über dem herzwinnenden Spiele des Vaters ihr Spielen und Hadern vergessen. Dieser bückt sich oft nieder, denn er sieht nicht viele Zolle weiter als seine Nase reicht, und liest aus dem aufgeschlagenen Notenblatt das wunderbar wechselnde Spiel der Töne heraus und die weiße Quaste an der langen baumwollenen Zipselmüge baumelte lustig hin und her und schlägt den Tact dazu. Da steht der Meister plötzlich auf, schnuppert blinzeln im Zimmer herum, und spricht vor sich hin: „Es brennt irgendwo etwas. Junge hast du Papier verbrannt? es riecht ganz darnach, es muß irgendwo im Zimmer etwas brennen!“ Und immer stärker und unangenehmer wird der brandige üble Geruch, und zur Stubenthür hinaus in die Küche ruft er der Magd zu: „Es brennt irgendwo etwas,“ und die Treppe hinauf geht er und ruft der Frau zu: „Frau, es riecht ganz brandig.“ Und wo er nachsucht, im Schlafzimmer, hinterm Ofen, im Hausgang, auf der Treppe, überall riecht's brandig, und je länger je ärger, bald nach verbranntem Haar, bald nach Wolle, bald nach Federn.

Da endlich lodert's auf in hellen Flammen, und wie die Frau und die Magd in das Zimmer treten, da steht der Herr im lichten Heiligenschein und niedergebrannt vom stolzen Gipfel herab bis auf die Zinnen, fallen wie einflürzende Ruinen ihm die verglimmenden Trümmer der unglücklichen Zipselmüge über die Ohren. Gelösch't war freilich der Brand schnell und

ohne weitem Unfall, aber der Wanderer, sein guter Freund, der viel weiter steht, als seine Nase, obgleich sie auch etwas lang ist, hat's dem Zipselmühenbrandverunglückten gleich gesagt, daß seine Geschichte dennoch in den Kalender kommen soll, und das ist auch kein Unglück. Im Gegentheil, aus obiger Zipselmühen Geschichte kann der geneigte Leser erkennen und abnehmen, daß man gar oft im Leben weit um sich her den Schaden sucht, während er doch unter der eigenen Zipselmühe steckt.

### Die erste Kartoffelmahlzeit in Europa.

Manche Hausfrau kann es kaum glauben, daß die Kartoffeln nicht immer hier gebaut worden sind, und weiß, wenn der alte Großvater hinter dem Ofen aufs neue die Geschichte von der Tasche voll erzählt, die er von einem guten Freunde zuerst geschenkt erhalten habe, nicht, was denn die Leute früher wohl gegessen haben mögen. Sie stammen jedoch aus Amerika, von wo ein berühmter Seefahrer, Franz Drake, die ersten Kartoffeln nach England schickte. Dem guten Freund, dem er sie zur Ausaat übersandte, hatte er dabei geschrieben, daß die Frucht dieses Gewächses so nahrhaft und trefflich sei, daß er ihren Anbau für höchst nützlich halte. Dieser gute Freund hätte sie aber bald aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen, denn er meinte, Drake habe mit dem Worte Frucht die Saamenknollen gemeint, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war und die Saamenknollen recht gelb wurden, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem großen Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Zuletzt kam eine zugedeckte Schüssel auf den Tisch und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er sagte, daß er ihnen jetzt eine seltene Frucht mittheilen wolle, wozu er den Saamen von seinem Freunde Franz Drake aus Amerika erhalten habe, deren Anbau hieselbst höchst wichtig sein würde. Die Herren aßen nun die Frucht, die in Butter gebacken, und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich und es war nur schade um den vielen Zucker. Darauf urtheilten sie Alle, die Kartoffeln könnten wohl für Amerika gut sein, aber hier zu Lande würden sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens ging er durch den Garten und sahe in der Asche eines Feuers, welches der Gärtner sich angemacht hatte, runde schwarze Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duf-

tete so lieblich, gerade wie ein gebratener Kartoffel. Er fragte darauf den Gärtner, was das für Knollen wären? und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn das rechte Licht auf und er sah ein, daß nicht die Knollen oben, sondern die Knollen unten, die rechte Frucht sein möchten. Er ließ dann diese sammeln, zubereiten und lud alle die Herren wieder zu Gaste; hielt auch abermals eine Rede, aber nun des Inhalts: daß der Mensch, wenn er bloß nach dem Urtheile, was oben an der Oberfläche ist und nicht auch tiefer gräbt, sich oft gewaltsam irren könne.

Und das war die erste Kartoffelmahlzeit in Europa.

### Zu spät.

Pechvogel war gewiß der ärmste Teufel,  
Der je auf Erden lebte ohne Zweifel,  
Er war manierlich sonst und auch geschickt,  
Nur kam der Luci nie zu rechter Zeit.  
Er mochte unternehmen, was er wollte,  
Das Glück ihm nie ein günstig Lächeln sollte,  
Wenn ein Pechvogel auch ganz früh aufsteht,  
Er kommt, man glaubt es kaum — doch noch zu spät!

Der reichste Bauer sollt' sein Götli werden,  
Es war so fest bestimmt wie was auf Erden;  
Pechvogels Mutter zählte schon, wie viel  
Dem Kind der Götli Einbund schenken will;  
Doch ach; die Hoffnung war zu bald verloren!  
Pechvogel wurde nämlich erst geboren,  
Als man des Götli's Grab bereits bestellt:  
Er kam — ach Gott! — zu spät auf diese Welt.

So blieb's mit ihm in seiner ganzen Jugend,  
Er war in Manchen reich an Menschentugend.  
Nur hat man's leider erst zu spät erkannt,  
So daß Belohnung er auch niemals fand.  
Er hatte niemals in der Schul' gefehlet,  
Ward in der Kirche immer mitgezählet;  
Nur Eines hing ihm an, wie's eben geht,  
Er kam an allen Orten halt zu spät.

Einst war sein Land vom Feinde überfallen,  
Er hatte exergirt mit Fleiß vor Allen.  
Der Hauptmann sprach: „Wer nun sich wacker hält,  
Wird Officier, bringt Ehre ein und Geld!“  
Zust ward sein Bataillon zum Kampf geführt,  
Da wurde heut — der Friede proklamirt,  
Hier ward die Ehre und das Geld verweht,  
Er kam mit der Reserv' aufs Neu zu spät!

Daß ich nicht lüge, einen Gönner hatte  
Bachvogel doch; es war ein Herr vom Rathe,  
Der lud ihn einst an einem Fest zu Tisch,  
Da sollt' es geben Suppe, Wein und Fisch'  
Und andre Sachen. Schon vier Wochen träumte  
Vom Essen er, nur, daß er, nicht versäumte;  
Und wie er kam, da lagen dichtgesät  
Die Nester auf dem Tisch; es war zu spät!

Nach hat Bachvogel einmal sich verliebet,  
Was, daß ich's sagen muß, sein Herz betrübet.  
Er lud sein Mädchen einst zum Stelldichein.  
Sie kam, er nicht — das fand das Kind nicht sein.  
Dem Christoph, der vorüberging und fragte,  
Gar zärtlich sie ihr Leid zu klagen wagte.  
Und wie das Paar sich wunderschnell versteht;  
Da kam der Luci abermals zu spät!

Gar mühsam wand er sich durch dieses Leben.  
Doch ward zuletzt ihm noch ein Glück gegeben,  
Er fand ein liebend Herz und ward vermählt;  
Doch hatt' auch dieses er zu spät bestellt,  
Er starb am zweiten Tage seiner Ehe,  
Doch auch sein Sterben ward zu spät, — o wehe!  
Man hatte keinen Platz für ihn in Gottes Garten,  
Er mußte auf den neuen Kirchhof warten!

Schnell flog die arme Seele auf zum Himmel.  
Da iras sie vieler Geister bunt Gewimmel;  
Sie kamen drängend alle ihm zuvor.  
Er kam zuletzt erst an am Himmelsthor.  
Rief wohl Sankt Peter auch: „Vorüber ist die Stunde,  
Hinein darf Niemand zu so später Stunde?“  
Auf Erden sicherlich kömmt Niemand weit,  
Wenn er nicht kömmt und schafft zu rechter  
Zeit.

### Der Besenstiel als Brautwerber.

Ein reicher englischer Gutbesitzer, welcher auf die  
moderne Töchter-Erziehung blutwenig hielt, verwarnte  
seinen erwachsenen Sohn sehr häufig vor unsern ge-  
lehrten und puzfächtigen Dämchen. „Du mußt Dir  
eine rechte Hausfrau erwählen,“ pflegte er zu sagen;  
„Keinen Bieraffen, der über einen Besenstiel stolpert!“ —  
Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen; an  
einem schönen Frühlingstage, wo sein Vater eine große  
Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, legte er einen  
Besen quer über die Haustreppe, als man vom Tische  
aufbrach, um einen Spaziergang zu machen. — „Sieh  
Acht!“ sagte er zu einem Freunde, „dieser Besen soll

mir eine Frau freien helfen; dasjenige Mädchen unter  
der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich  
nicht davor schämt, soll meine Frau werden!“ — Sie  
warteten, bis die Gesellschaft den Speisesaal verließ  
und herauskam. Die meisten der jungen Damen  
schritten über den Besenstiel hinweg, einige stolperten  
darüber, endlich aber bückte sich ein junges hübsches  
Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn an seinen  
Platz. — Der junge Mann hielt sein Wort; sie ward  
die Gattin eines trefflichen Mannes und Keiner von  
ihnen hatte den Zufall zu bereuen, der sie zusammen  
geführt hatte.

### Jacob, zieh' die Kappe ab!

„Jacob, zieh' die Kappe ab!“ sagte allemal des  
Schusters Schmidt's Wittve zu ihrem kleinen Sohn,  
wenn ein Fremder durch's Dorf ging. Und Jacob  
nahm die Kappe ab, und gewöhnte sich gegen Jedem-  
mann, vornehm oder gering, immer freundlich und  
dienstfertig zu sein. Die andern Bauern aber im  
Dorfe waren grob, wie Bohnenstroh; und die Jun-  
gen waren es wie die Alten. Das war nicht sein. —  
Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts,  
und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe  
Leute liebt Niemand, jeder verachtet sie und wenn sie  
auch feiner wären. Man pflegt sie verblümmter  
Weise „Flegel“ zu nennen, und das von Rechtswe-  
gen. — Freundlichkeit und Dienstfertigkeit ist der  
Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr in's Dorf kam, war Jacob  
immer der Erste, welcher freundlich grüßte. Die andern  
Leute standen indessen da, wie Brunnenpfähle, und  
konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe  
bringen, als wären sie angepicht. Es kam nun wohl  
zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte.  
Statt ordentlich zu antworten, standen die Leute dumm  
und stumm da, und sahen sich wohl einander an oder  
lachten, und machten alberne Gesichtser, wie die Gänse,  
wenn's donnert. Jacob aber war gleich bei der Hand,  
antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den  
Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür ärndete  
er manchen freundlichen Dank ein, denn Almosen das  
für zu nehmen, schämte sich Jacob. — Das gefiel  
der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie  
sprach; „Du hast Recht! Kaiser und Könige grüßen  
ihren geringsten Untertanen, warum sollten denn  
wir Leute nicht dergleichen thun? Wenn ich durch  
ein Dorf gehe, wo die Leute ungeschicklich und grob sind,

Keinen grüßen, Keinem beistehen, da denk ich immer: Hier gehen die Leute bei ihren Ochsen in die Lehre, und der Stier ist ihr Schulmeister. Rindvieh in der Stube und Rindvieh im Stall, die machen das Heu theuer.<sup>4</sup>

Nun, was geschah? — Jacob war sechszehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Tagelohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn jedermann lieb. — An einem Sonntage saß er mit Andern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Wegs ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm entgegen, stuchte und schwur lästerlich, und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die Andern aus vollem Halse; aber Keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schüßen. Da sprang Jacob hin, warf den Besoffenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte. Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Kutschen voller Herren und Frauen. Die Leute sahen da, und gafften und sperreten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hineinfahren. Endlich sagte Einer: „Das ist gewiß unser Gutsherr, der zum Schlosse fährt!“ — Da zogen sie Alle, Einer nach dem Andern, den Pfanddeckel vom Kopfe, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin, und gafften aus der Ferne, wie die Schaaf, wenn ein fremder Hund kommt. Da sahen sie denn den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schloß gehen, und Jacob neben ihm. Der alte Herr war der Gutsherr selber, welcher seit vielen Jahren in fremden Landen gelebt hatte, und nun zurückkam. Er behielt den höflichen Jacob sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu, und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jacob aber wußte sich durch seine Dienstgefälligkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der Gutsherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Und als der alte Herr sterben wollte, so vermochte er seinem lieben Verwalter im Testamente eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Jacob heirathete darauf, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dieses Glück hat er seiner Freundlichkeit und Dienstfertigkeit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Und wenn denn noch irgend ein Grobian unter

den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Jacob's Mutter: „Jacob, zieh' die Kappe ab!“ Und es half.

### Das Kropfthal in Obersteiermark.

Kennst du, lieber Leser, dieses Thal in Obersteiermark und die seltsame Geschichte, die sich vor mehr als fünfzehn Jahren dort zutrug? — Wer jemals, aus dem Tannenwald bei Zaßl niedersteigend, die blauen, schön gezierten, mit ewigem Schnee bedeckten Berge sah, die den südlichen Eingang des Kropfthals hüten, die zwanzig Bächlein, die in Schleierfällen von der Felskrone über der Alm niederschwebend, es in hundertfachen Windungen durchtäubern, bald spannenbreit, kaum fußtief und kristallweiß rinnend, bald mit lasurblauen und smaragdgrünen Wogen das Mühlrad peitschend, — der wird, wenn er aus dem Geräusch der Welt sich in's Hochland zurückziehen will, schwerlich ein reizenderes Wyl wünschen, als dieses abgelegene Thal mit seinen fünf sauberen Dörfern. Die Kräuter auf den Matten sind würziger, die Ziegen slinker und die Schafe mit feinerem Wlief bekleidet als anderswo, die Bewohner des Thales jedoch sind mit Kröpfen gesegnet, ohne Ausnahme. Alles, vom Greis bis zum Säugling, vom Schulzen und Schullehrer bis zum jüngsten Ziegenhirten herunter, trägt dieselbe Zierde. Es ist hübsch, die Leute beim Sonntagstanz oder bei einer Prozession versammelt zu sehen; der Kropf giebt Jedem einen verschiedenen Ausdruck, Einen macht er besonders ehrbar und würdevoll, den Andern besonders schelmisch oder sanft. Das Völkchen hat sehr geringen Verkehr mit der übrigen Welt, es denkt nicht daran und glaubt kaum, daß Millionen Menschen sich ohne Kropf behelfen.

Einst kamen nun zwei Freunde, ein Arzt und ein Maler, in das kleine Paradies, jener um zu botanisiren, dieser um landschaftliche Studien zu machen. Beide beschloßen, einige Zeit zu bleiben und fanden gästliche Aufnahme bei dem reichen Hans Sterzing in Ganderfeldten, dessen Tochter Marie für die größte Schönheit des Thales galt. Anfangs wurden die Fremden, weil sie keine Kröpfe hatten, wie Meerrwunder angesehen und belächelt, nach wenigen Tagen hatte sich das Publicum an ihren Anblick gewöhnt, und der Schullehrer verbot der hoffnungsvollen Jugend auß's Strengste, ihnen mit Geschrei und Gelächter nachzulaufen, indem er sagte: Es ist sündhaft, einem Menschen körperliche Mängel vorzuwerfen, und am Ende kann Einer auch ohne Kropf ein braver Christ sein und in den Himmel kommen. Dasselbe

sagten der Schulze und der Müller in der Schenke, und seitdem wurden der Arzt und der Maler allerseits mit stiller Theilnahme behandelt. Der Arzt aber vergalt diese Freundlichkeit schlecht.

Marie Sterzing hatte eine feine Gestalt, ein sanftes Auge mit langen seidenen Wimpern und sie trug ihr Kröpfchen so zierlich wie eine Taube, wenn sie den Kopf zu ihrem Tauber emporhebt und den weißschwellenden Hals vorbeugt. Der Arzt nahm ein doppeltes Interesse an dem Mädchen, er gewann bald ihr und ihrer Mütter Vertrauen und bewies, daß Marie nur deshalb so schön sei, weil sie den kleinsten Kropf im Thale habe. Dieser Grund besiegte die Furcht der Alten und sie willigten nach langem Sträuben herein, Marie behandeln zu lassen, natürlich in tiefster Heimlichkeit.

Der Arzt glaubte in seiner Kur Fortschritte zu machen und rieb sich vor Freude die Hände. — Du bist ein Weltverbesserer und wirst Unheil stiften, sagte der Maler warnend. Aber der Arzt hörte nicht auf den guten Rath und braute und filtrirte so lange, bis das Unglück hereinbrach. Des Müllers Jockel und des Schulzen Seppel, gegen welche Marie seit Kurzem stolz und kühl geworden war, belauschten sie bei der Feuernte. Sie sahen, daß sie ein geheimnißvolles Fläschchen im Busen verborgen trug und als sie sich unbemerkt glaubte, mit einem grünen Zauberpflaster sich eilig und eifrig den Hals wusch und darauf dreimal bekreuzte. Nach einer Stunde ging ein dumpfes Gemurmel durch's ganze Dorf. Die Väter der eifersüchtigen Burtschen saßen bis in die späte Nacht beim Pfarrer, und am andern Morgen, Sonntags, predigte er über die Neuerer und Keger, die den Menschen mit Gewalt anders machen wollten, als der liebe Gott ihn geschaffen. Er blieb nicht bei leeren Anspielungen, sondern deutete auf das räudige Schaf, welches, vom Hochmuthsteufel verblendet, sich seiner Geschwister und Eltern und Voreltern und der ganzen Heerde schäme, in der es aufgewachsen. Marie wurde ohnmächtig aus der Kirche getragen, Sterzing rannte nach Haus und schmiss alle Apparate und botanischen Sammlungen des Doctors zum Fenster hinaus. Seine Frau wollte ihn halten und meinte: Laß die Leut schwagen und den Pfarrer heulen, wenn der Doctor sie heurathet! — Was? brüllte er und schlug auf den Tisch; meine Tochter den „Langhals?“ Meine Tochter soll ihren Kropf behalten, so wahr ich Sterzing heiß und ehrlich getauft bin, und einen Mann heirathen, der einen rechtsschaffenen Kropf hat, wie ich und mein Vater und Großvater gehabt hat!

Den Doctor hatten indeß, als er von einem Spaziergang heimkehrte, die Bauernburschen überfallen und halb todt gedroschen vor Sterzing's Schwelle liegen lassen. Er mußte eine Woche lang das Bett hüten und der Maler tröstete ihn, indem er bemerkte, es sei besser Arm und Beine zu brechen, als das Herz. Letzteres werde wohl gesund bleiben, wenn er sehe, daß der Hals seiner Patientin sich gar nicht verändert habe, vielmehr dicker geworden sei. Er als Zeichner müsse das besser erkennen, als das Aug' eines Verliebten. Uebrigens habe Marie sich Knall und Fall mit dem bekropften Jockel verloben lassen und sei nicht in's Wasser gesprungen. — Um die guten Leute im Thale zu versöhnen, hatte der schlaue Künstler vor der Abreise rasch ein Bild in die Kirche gemalt. Als Maria zur Trauung ging, erkannte sie über dem Altar ihr eigenes Ebenbild und vergoß eine Thräne.

### Ein herrliches Hausmittel.

Nimm die Geduld als Magd ins Haus;  
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus,  
Doch hüt' dich wenn sie herrschen will,  
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.  
Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an;  
Das ist der wahre Wundermann,  
Der ohne Saft und Pflanz,  
Durch seinen bloßen Willen  
Aus Leib und Seel dir treiben kann  
Die Dünste und die Grillen.

Ich habe gute Dienerschaft,  
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft;  
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;  
Durst, Hunger sind mein Schenk und Koch,  
Hab auch zwei Grelknaben noch,  
Genannt: Gebet und gut Gewissen,  
Die, bis ich schlaf, mich wlegen müssen.

### Selbstgesponnen, selbstgemacht, rein dabei ist Bauertracht.

So soll es auch bleiben trotz allen Spinnfabriken!  
In eine ordentliche Stube auf dem Lande gehört den Winter über ein Spinnrad. Denn eine rechte Hausfrau will mit ihren Töchtern oder Mägden niemals die Hände in den Schoos legen und am Ofen wie eine Zweischige nutzlos eindorren. Schnurrt das Mädchen, dann wird neben dem Ausruhen etwas gewirkt, und

kommen gute Gespräche oder liest der Hausvater eine Geschichte aus dem Wanderer dazu, so gewinnt die Unterhaltung auch noch etwas dabei. Darum schon läßt ein Landmann die Leute immerhin sagen, das Zeug aus der Fabrik komme viel wohlfeiler zu stehen, er läßt sich das Spinnrad dennoch nicht aus dem Hause hinaus schwagen. Er weiß überdem, daß das Selbstgesponnene viel ächter und dauerhafter ist, als die Zeuge aus der Fabrik. Den Mädchen sticht freilich das Leichte und Farbige gerne in die Augen; aber was bunt ist, nimmt auch den Schmutz leichter an und der frißt dann durch das dünne Gewebe leicht und oft bis ins Herz hinein. Daher mag es kommen, daß mancher Mann mit grauen Haaren auf dem Kopfe klagt, mit der alten, soliden Tracht seien auch die alten guten Sitten herunter gekommen. Und warum sollte denn der Landmann nicht seinen Stolz darein setzen, sein eigenes Wesen gegen das städtische aufrecht zu erhalten? Also bleib's dabei, wie das Sprüchwort aussagt und ermahnt: „Selbstgesponnen, selbstgemacht, rein dabei ist Bauerntracht!“

### Sankt Ulrich.

Sankt Ulrich war dem Herrn ergeben,  
Und führt' ein frommes Tugendleben;  
Und ob er gleich ein Bischof war,  
Gienge er doch allen Stolzes bar.

Absonderlich liebt er die Armen,  
Zeigt ihnen stets ein mild Erbarmen,  
Den Jedermann war er so gut,  
Wie's ächte Frömmigkeit stets thut.

Doch wie die Bosheit gar nicht selten  
Mit Bösem Gutes will vergelten,  
So sucht' auch ihn ein Bösewicht  
Zu bringen in ein böß Gerücht.

Ein Bote kommt zu ihm gegangen  
Und meldet seines Herrn Verlangen,  
Ein Fasttag war's. Noch stand vom Mahl  
Des Tages vorher Fleisch im Saal.

Willfährig kommt der Diener Gottes,  
Gedenkend nicht des bösen Spottes,  
Und daß gerade Fasttag sei,  
Den er doch sonst hielt ganz getreu;

Beforgt dem Boten das Begehren,  
Will überdies ihn noch bescheeren

Mit einer Lehrling, gibt ein Stück  
Des Fleisches ihm und wünschet Glück.

Der Bösewicht sucht bald das Weite,  
Denkt unterwegs schon mit Freude,  
Wie er den frommen Gottesmann  
Zu Schand' und Schaden bringen kann.

Und zu dem Herrn enteilt er rüstig,  
Bestellt den Auftrag; langt dann listig  
In seinen Sack, zu zeigen, wie  
Der Bischof fasten thät schon früh.

Doch halt, was sagst ihn für ein Staunen,  
Versetzt den Herrn in üble Launen?  
Nicht das geschenkte Fleisches Stück,  
Nein, einen Fisch erhascht der Blick.

So hat der Herr den schlimmen Schaden  
Von seinem Diener abgeladen;  
Der Bösewicht als Lügner stand  
Vor seinem Herrn in Spott und Schand.

### Neun Schneider machen einen Mann.

Das Sprüchwort: „Neun Schneider machen einen Mann,“ — hat einen höchst ehrenvollen Ursprung, der leider jetzt ganz vergessen ist. Im Jahre 1742 nämlich kam ein armer Junge mit einem Leierkasten in die Werkstätte eines vornehmen Kleidermachers in London, um ein Almosen für sich zu erbitten. Es saßen hier neun Gesellen; sie wurden durch das Aussehen und die Bitten des armen Knaben gerührt, schossen zusammen und gaben ihm neun Schillinge. Mit diesem kleinen Capitale kaufte der Junge Dbst, das er mit einzigem Gewinn wieder verkaufte. Von diesem kleinen Anfange schwang er sich zu einem der reichsten und angesehensten Kaufleute empor und als er sich Equipage anschaffte, ließ er auf den Wagen schreiben: „Neun Schneider machen einen Mann!“

### Die neue Badanstalt in K.

Ein Bürger in K. — errichtete zu Anfang des Sommers an dem Flusse unsern der Stadt eine Badeanstalt, die aber gar nicht besucht wurde. An das am Eingange befindliche Schild, worauf stand: „Nach dem Bade,“ schrieb ein Wigling: „Zu diesem Bade sieht man wenig Menschen wallen, nur Einer badete, weil er — hinein gefallen.“

### Gleiches mit Gleichem.

Ein bayerischer Dragoner benahm sich einst in seinem Quartier sehr brutal, und, um den schlichten Landmann einzuschüchtern, legte er seinen blank gezogenen Säbel auf den Tisch. Der Landmann holte ganz gelassen die Mistgabel und legte sie auch auf den Tisch. „Was soll das heißen?“ rief auffahrend der Vaier. „Nichts!“ erwiderte der Landmann, „zu einem so großen Messer gehört aber eine eben so große Gabel.“ Das half; der Vaier wurde ganz manierlich.

### Politischer Scharfblick.

„Herr Baruch, Sie haben ja recht schnell die Zeitung durchgesehen.“

„Ja, ich seh nur nach dem Cours von die Papiere. Hab ich den durchgesehen, dann weiß ich schon, wie es in die ganze Welt steht.“

### Warum heirathest du nicht?

fragte Jemand seinen nicht mehr jungen Freund. — „Weil unsere Frauen den Blumen auf dem Felde gleichen,“ antwortete dieser. — „Warum das?“ fragte jener weiter. — „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie spinnen nicht, und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in seiner Pracht.“

### Die Kunstreise.

Ein Jude in sehr schlechtem Anzug kam zu einem reichen Banquier in Berlin, und auf die Frage nach seinem Begehr antwortete er: „Ich hab' gemacht eine Kunstreise und bitte um Ihre Unterstützung.“ — „Eine Kunstreise?“ fragte der Banquier und musterte das gar nicht künstlerische Aussehen des Reisenden. „Ja, freilich!“ erwiderte dieser; „ich bin gereiset von Warschau nach Berlin mit 6 Pfennigen; ist das nicht eine Kunstreise?“

### Der Professor am Krankenbett.

Beobachten Sie meine Herren! am Unterschenkel dieses Mannes die Düntheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfadern. Wie lange ist das schon so schlimm, lieber Mann? — Patient. Wissen se, Hää Professor, das is noch gar nicht so lange, das is erscht seit a paar Tagen, seit ich die neuen blauen Strümpfe an habe: das schlechte Zeug muß sich abfärben.

### Woher der Glaube kommt.



Der Johann von Behringen ging auf die benachbarte Mission. Der Herr Vater sagte viel Schönes und Wahres vom Glauben, und rief in der Begeisterung aus:

„Woher kommt der Glaube?!“ (Seht öffnet gerade unser Johann die Kirchenthüre und tritt ein). „Woher kommt er?“ rief der Vater nochmals.

Johann glaubte, man meine ihn, und sagte so laut er konnte: „Von Behringen.“

### Ein Eisenbahn-Curiosum.

Ein englischer Lord — machte sich den Spas, mit seinen Freunden auf der Eisenbahn in der vierten Classe zu fahren. Die Eisenbahnbeamten, hierüber verdrießlich, mieteten ein paar Schornsteinfeger und ließen sie, ganz mit Ruß bedeckt, zwischen der vornehmen Gesellschaft Platz nehmen. Bei der nächsten Station kaufte der Lord Billette für die erste Classe, gab sie den Schornsteinfegern und ließ sie Platz nehmen, um die Zeichnung auf den seidenen Sitzkissen zu verschönern.

### Harmlose Antwort.

Bei einer schwurgerichtlichen Verhandlung gegen eine Diebesbande wurde eine Angeklagte gefragt, woher sie den Diebeshaften habe. Harmlos erwiderte sie: „Es ist noch ein Andenken von meinem seligen Vater.“

Man muß sich zu helfen wissen.



Der Metzger Chr. von St. ging an einem hübschen Nachmittage auf's Bai, er kaufte in dem benachbarten Gsp. ein Kälble, mit dem er Nähe halber über den Berg wanderte. Bei der sog. Kniebreche begegnete ihm ein gar arger Unglücksfall. Es stürzte nämlich unser liebes Kälble und brach ein Bein.

„Habs doch gedacht, es passire mir was! Sag nicht umsonst eine schwarze Kage auf dem Steg. Donner und Doria! Was fang ich jetzt an,“ sagte Meister Chr. — Er legt seinen Zeigefinger, an die Stirne, fällt in tiefes Nachsinnen und erhebt sich wieder mit freudestrahlendem Gesicht und mit dem Ausrufe: Ich hab's gefunden! —

Schnell zieht er sein Taschenmesser heraus, schneidet einen buchenen Stecken ab, mißt den abgebrochenen Fuß und was glaubst, lieber Leser, was er mit seinem buchenen Steckle macht? — Er bindet es seinem Kälble statt dem gebrochenen Fuße hin und marschirt weiters. Daß es viele Zuschauer gab, als unser Freund Chr. am hellen Tage mit seinem Indaliden — dem Kälble mit dem Stelzfuße in die Stadt einzog, kannst Du denken. Bauern und Herren, Knaben und Mädchen schauten diesem seltsamen Einzuge lachend zu. Kaufmann D. aber soll gesagt haben: Wenn man sich nur zu helfen weiß. Dem Christian aber wäre es lieb gewesen, wenn er seinem Hund hätte ein Schloß an den Mund hängen können. — Das verfluchte Bellen und Fensterhinausschauen bei dieser Affär. —

Wie Kasperle in der Schlacht tapfer war.

Oberst. (Nach einer gewonnenen Schlacht), zu Kasperle: Bravo mein Kasperle. Du hast dich wacker gehalten! —

Kasperle. Ich hieb um mich wie alle Teufel. Ich hieb sogar einem Feinde seine Füße ab.

Oberst. Ja warum denn die Füße und nicht den Kopf?

Kasperle. Ja einen Kopf hatte er nicht mehr. —

Der Nachtwächter in N.



In einer ehemaligen freien Reichsstadt am Bodensee wird der Nachtwächterdienst bis heute noch versehen. In jüngster Zeit ist den Nachtwächtern auch noch der Dienst übertragen — nächtliche Patrouillen durch die Stadt zu machen. Vor kurzer Zeit machte nun der dienstthuende Nachtwächter früh 1 Uhr in einer abgelegenen Gasse seinen Patrouillenweg und entdeckte noch Licht in einem Hause und findet, daß der Eigenthümer des Hauses zum Fenster hinaus steht. Der Nachtwächter redet den Bürger an und sagt: Was machest du denn noch so spät auf und hast Licht im Hause? Der Bürger gibt gemüthlich zur Antwort: Ich habe auf ein Kalb gewartet; da es aber nun da ist, kann ich mich ruhig zu Bett begeben.

Naives Geständniß.

Herr (zu seinem Diener): „Aber, sag' mir um Himmelswillen, Mensch, bist du denn wirklich so ocksen-

dumm, oder verstellst du dich nur? — Diener: „Ach, Herr, wie können Sie solches denken, ich werde mich doch nicht verstellen.“

### Wunderliche Bekanntmachung.

Ein Bürgermeister in der Pfalz machte kürzlich bekannt: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit einem Gulden bestraft werden soll.“

### Nicht weit her.

Ein Beamter, der öfters zu spät ins Bureau kam und von seinem Vorgesetzten darüber den Verweis erhielt, daß alle übrigen Herren stets früher da seien als er, antwortete: „Ich habe auch einen langen Weg zu machen, und diese Herren sind alle nicht weit her!“

### Die Wette.

Ein Ungar wettete, er werde zehn Speckknödel essen. Er brachte aber nur neun Stück hinunter. Da sah er das zehnte auf dem Teller ergrimmt an und sagte: „Schäm, hätt' ich g'wußt, daß du bleibst übrig, hätt' ich dich gegessen zuerst.“

### Der Schnitt in den Hals.

Es war einmal ein Mann — so fangen nämlich alle schöne Geschichten an — und dieser Mann kehrte heim aus Neapolitanien, wo er wacker gekämpft, zu Schwester und Bruder, und als er daselbst einige Zeit verweilt, ward er eines schönen Morgens stumm. Denn als man an sein Bette trat und ihn anredete, siehe, da konnte er keinen Laut mehr von sich geben, und so dauerte dieß volle 17 Tage und 17 Nächte. Da endlich wußte man nichts mehr mit ihm anzufangen, und man kam daher übereins, daß man ihn gen Münsterlingen in's Spital thun wolle, auf daß er gekurtet werde. Und sie kleideten ihn warm an von Kopf bis zu Fuß, seine Liebste schenkte ihm noch ein Wamms und so ging's im rasenden Galopp Münsterlingen zu. Als sich aber seine Rede auch da nicht einstellen wollte, da hielten die Herren Doktores eines Morgens an seinem Bette Rath, wie ihm geholfen werden könne, und sie kamen alsbald darüber überein, daß es dem Patienten im Halse fehle und daß ihm nur durch einen Schnitt in den Hals geholfen werden

könne. Als dieß der Patient vernommen, da grüßte es ihn vor dieser Operation, er stand Nachts auf, packte seine sieben Sachen zusammen und machte sich darauf fürbaß auf und davon, ward gesund zu selbiger Stunde und beehrte nicht mehr gen Münsterlingen zu reisen. Wohin er aber seinen Weg genommen, ob nach Hottentottien oder nach Mesopotamien, das ist keinem sterblichen Menschenkinde bekannt geworden.

### Nützliche Mittel.

Obst vor Erfrieren zu bewahren. — Es ist nicht genug, daß man Aepfel oder Birnen mit Stroh zudeckt, man muß über diese Strohecke bei großer Kälte noch ein feuchtes Tuch ausbreiten. Dieses verhindert den Frost, bis in die Früchte einzudringen.

Zur Verhütung des Milchgerinnens. — Man werfe beim Abkochen der Milch ein Stückchen weißen Zucker von der Größe einer Haselnuß darein.

Essig gut zu erhalten. — Um einen beinahe schon verdorbenen Essig wieder aufzuhellen, und ihn zu seiner vorigen Güte wieder zurückzubringen, zupset man von eilichen unzeitigen Trauben, welche eben anfangen weich zu werden, die Beeren ab, zerdrückt sie ein wenig und wirft sie dann in den Essig, welcher sich dadurch in Kurzem erholt, und selbst stärker wird, als zuvor.

Butter gut zu erhalten. Wenn man Butter gut zu erhalten und vor dem Ranzigwerden schützen will, so gieße man in die hölzernen und irdenen Gefäße, die zur Aufbewahrung derselben bestimmt sind, scharfen, siedenden Essig, spüle sie damit aus und lasse ihn eine Weile darin stehen. Sie behält auf diese Weise nicht nur ihren milben Geschmack, sondern verbessert ihn noch.

Eier aufzubewahren. Dieselben werden in aufgelöstes Kochsalz gelegt, worin sie zu verbleiben haben, bis sie zu Boden sinken, worauf man sie herausnimmt und, nachdem man sie getrocknet hat, aufbewahrt. Dieses Verfahren verleiht ihnen zugleich einen besonders guten Geschmack.

### Auflösung der Räthsel.

1. Das Andenken an Wohlthaten. — Der Lothbedtag. — Der Hering. — Der Mühlstein.